

ALFRED RÜHL

VOM
WIRTSCHAFTSGEIST
IM ORIENT



& MEYER, LEIPZIG

K

483

R. SEM.

K
483



3.60

6.10.25



ALFRED RÜHL
VOM WIRTSCHAFTSGEIST IM ORIENT

*

ALFRED REHN

SOVIET-UNTERSUCHUNGEN IM ORIENT



1925/480

VOM
WIRTSCHAFTSGEIST
IM ORIENT

VON

ALFRED RÜHL†

Professor an der Universität Berlin



1 9 2 5

VERLAG VON QUELLE & MEYER
LEIPZIG



WIRTSCHAFTSLEHRE
IM ORIENT

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

*

DRUCK VON OSWALD SCHMIDT G. M. B. H.
LEIPZIG



VERLAG VON GÖTTLICH & MEYER
LEIPZIG



Vorwort

MAN hat lange Zeit in den Wirtschaftswissenschaften dem Wirtschaftssubjekt, dem Menschen, allzu wenig Beachtung geschenkt. Die Nationalökonomie konstruierte sich ihren homo oeconomicus, auf den sie stillschweigend alle ihre Theorien zuschnitt, und die Wirtschaftsgeographie ging nur jenen Unterschieden nach, die sich auf geographische Faktoren zurückführen ließen. So konnte es geschehen, daß Webers Untersuchungen über die Bedeutung der Religion für das Wirtschaftsleben und die Entwicklung des wirtschaftlichen Geistes eine Entdeckung waren und Epoche machen konnten. Für die Erkenntnis der Wandlung jenes Geistes im historischen Ablauf haben bekanntlich die Arbeiten von Sombart Bahnbrechendes geleistet und neue Fernsichten eröffnet, aber das Studium des wirtschaftlichen Ethos bei den Völkern der Gegenwart ist noch so gut wie gar nicht in Angriff genommen worden. Und doch wird dieses Problem von der allergrößten Bedeutung sein müssen, da erst durch die Beantwortung der Frage nach der Wirtschaftsgesinnung, nach dem Wirtschaftswollen, wie wir vielleicht in Analogie zu Worringers ‚Kunstwollen‘ sagen können, zu einem tieferen Verständnis der Erscheinungen vorgedrungen werden kann.“ Mit diesen Worten leitete der Verfasser eine kleine Schrift ein, die er 1922 unter dem Titel „Die Wirtschaftspsychologie des Spaniers“ herausgab, und sie bezeichnen auch den Platz, den das vorliegende Buch einzunehmen sucht: es soll einen Schritt weiter führen auf

dem Wege zu einer vergleichenden Typologie des wirtschaftenden Menschen. Sollte eine Behandlung orientalischen Wirtschaftsgebarens über die Kräfte eines einzelnen nicht weit hinausgehen, so war es notwendig, ein räumlich beschränktes Gebiet ins Auge zu fassen und aus Gründen, die im einzelnen dargelegt sind, fiel die Wahl auf Algerien. Ein breiter Raum mußte dem Verhältnis des Islam zur Wirtschaft eingeräumt werden, und dadurch rückt diese Studie zu Webers religionssoziologischen Untersuchungen in eine Nähe, die bedrückend wirken müßte, wenn sie nicht auf ein anderes Ziel hingerichtet wären. Weber, der zur Betrachtung des Islam nicht mehr gelangt ist, kam es in erster Linie auf die Institutionen an; die tatsächliche Wirtschaftsgestaltung unter Benutzung des ethnographischen Materials ihnen gegenüberzustellen, hat er ausdrücklich vermieden, während gerade hierauf an dieser Stelle die Bemühung gerichtet war.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
Algerien als Beispiel orientalischen Wirtschaftsgeistes	4
Die Bevölkerungselemente Algeriens und der europäische Einfluß	5
Der Islam in Algerien	13
Der Islam und die Wirtschaft	24
Wirtschaftliche Beschränkungen durch den Islam in Produk- tion, Konsumtion und Handel	27
Der geringe wirtschaftliche Erfolg im Orient:	
Fatalismus	38
Mangelnde Sicherheit	41
Fehlen des Fortschrittsglaubens	44
Technische Ausstattung	48
Die „Trägheit“ des Orientalen	51
Der kulturelle Wert des Islam und seine Beurteilung in Europa	57
Der Mutualismus in der Wirtschaft	63
Das Zusammentreten zu gemeinsamer Arbeit	65
Die Habus	68
Das Verhältnis zum Armen und Bettler	71
Das Verhältnis zum Fremden und Gast	77
Zusammenfassung des Ergebnisses	80
Zwei Völker mit eigener Wirtschaftsgesinnung innerhalb Algeriens:	
Die Juden	81
Die Mozabiten	84



WIE die populären Anschauungen Europas von fernen Zeiten und fernen Ländern noch immer in weitem Maße durch die Romantik bestimmt werden, so sind auch die Vorstellungen von dem äußeren Leben des Orients meist eine *fable convenue* aus dieser Epoche. Für sie, mit ihrem Haß gegen die Monotonie und Banalität ihres Zeitalters, das die Erlebnissphären immer mehr einengte, mußte auf der Suche nach Wirklichkeiten, die dem Sehnen der Sinne Befriedigung gewähren könnten, der Orient in der von der Aufklärung geschaffenen Gestalt das bevorzugte Objekt sein, der Orient mit seinen Geheimnissen, seiner Pracht und seinem Luxus, seiner Bizarrerie und seinen Farben, seinen Genüssen und Leidenschaften, „wo nur eins nicht göttlich, das menschliche Herz“. So ist denn auch für die eine Form des Exotismus, jener aus dem *ennui* geborenen und für das Verständnis der Romantik so bedeutungsvollen Stimmung¹, für den Exotismus des Raumes die orientalische Welt die einzige gewesen, in der man die Sinne ausleben zu können hoffen durfte, in der es möglich war, „*trouver du nouveau*“². Das „historische Jahrhundert“ hat auch den Orient entzaubert, seiner Beobachtung und Kritik haben die Anschauungen der Romantik weichen müssen. Das von ihr geschaffene Bild ist verblaßt, aber viele seiner Züge leben in der Populärmeinung fort, obwohl namentlich das von den

¹ Brie, *Exotismus der Sinne*. Sitz.-Ber. Heidelberger Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 1920, Nr. 3.

² Baudelaire.



Exotisten geschilderte orientalische Leben zu keiner Zeit Realität gewesen war, sondern nur ein Wunschbild, oftmals narkotischen Visionen abgelenkt, und obwohl alle Exotisten, die selbst in den Orient gegangen waren, nachdem ihre Seele bereits jahrelang dort geweilt hatte — Gautier und Flaubert, Baudelaire und de Quincey, um nur die großen Namen zu nennen, — bei der Gegenüberstellung von Traum und Wirklichkeit nur bitterste Enttäuschung erlebt hatten.

Für eine Darstellung des im Orient herrschenden Wirtschaftsgeistes, wie sie im folgenden zu geben versucht wird, waren so gut wie gar keine Vorarbeiten als Stütze vorhanden¹. Zwei Wege konnten eingeschlagen werden. Es hätte einmal die Herstellung eines Durchschnitts gesucht werden können, der einige wenige Prinzipien hätte erkennen lassen, während Individuelles hätte beiseite bleiben müssen²; bei der Erwähnung irgendeines Details wären dann aber stets Einschränkungen notwendig gewesen, da bei der verschiedenen natürlichen Ausstattung, der Mannigfaltigkeit der Bewohner und der verschiedenen historischen Schicksale die Differenzen innerhalb des Orients doch allzu beträchtlich sind, um nicht den Geltungsbereich irgendeiner Erscheinung mehr oder weniger eng zu begrenzen. Es konnte jedoch auch so vorgegangen werden, daß man das Objekt

¹ Es wäre eigentlich nur der ausgezeichneten und umfassenden Untersuchung von Junge zu gedenken (Das Problem der Europäisierung der orientalischen Wirtschaft. Arch. f. Wirtschaftsforschung im Orient, außerordentl. Veröff., I, 1915), die aber doch ein anderes Ziel verfolgt, indem sie den Zusammenstoß europäischer und orientalischer Wirtschaftskultur schildern will. Die zahlreichen Schriften Banes über den Orient, von denen hier nur das „Orientbuch“ (1914) erwähnt sei, boten leider nur wenig, da Beobachtung und Raisonement derart durcheinandergemetet sind, daß eine Scheidung nicht möglich ist; auch wird meist die orientalische Wirtschaft allzu sehr in dem Sinne gewertet, als ob der Orient nur für Europa da wäre.

In dieser Weise hat Haas den orientalischen Menschen geschildert: Die Seele des Orients, 1916.

verkleinerte und die Untersuchung nur auf ein räumlich beschränktes Gebiet lenkte: für das, was dadurch an Allgemeingültigkeit verloren geht, wird der Vorteil eingetauscht, daß man statt eines Schattenrisses festere Konturen erhält und das Bild mit Einzelzügen auszustatten vermag. Dieser zweite Weg wurde gewählt, und hierfür war auch noch der äußere Umstand mitbestimmend, daß er die Möglichkeit gab, die Literatur in einem weit ausgedehnteren Maße heranzuziehen, weniger aus zweiter Hand nehmen zu müssen, als es in dem anderen Falle stets erforderlich gewesen wäre. Eine eigene Anschauung des Orients ist dem Verfasser versagt geblieben, und er war sich wohl bewußt, welche Schwierigkeiten und Gefahren gerade bei einem Studium orientalischen Geistes aus einer solchen Situation erwachsen müssen. Flaubert hat einmal gesagt: „On peut se figurer le désert, les pyramides, le Sphinx, avant de les avoir vu; mais ce qu'on ne s'imagine point, c'est la tête d'un barbier turc accroupi devant sa porte“, und wieviel schwerer wird es nicht sein, sich vorzustellen, was in einem solchen Kopfe vor sich geht! Die Literatur ist gewiß für jedes einzelne orientalische Land ungeheuer umfangreich; ob sie für den angestrebten Zweck ausreicht, wird allerdings sehr zweifelhaft sein müssen. Im allgemeinen erlaubt es die Forschung bereits, die historische Entwicklung bis in feinere Einzelheiten zu übersehen, die Sprachwissenschaft ist durch die intensive Arbeit des 19. Jahrhunderts gleichfalls weit vorgeschritten, das noch verhältnismäßig junge Studium der Religionen hat das Religiöse und die mit ihm in Zusammenhang stehenden Institutionen in ihren Ursprüngen und ihrer Weiterfortbildung auch wohl schon so weit durchgearbeitet, daß man sich auf einigermaßen gesichertem Boden zu bewegen vermag. Dem gegenüber ist unsere Kenntnis der sogenannten Realien zurückgeblieben; erst sehr spät, nicht selten zu spät, hat man begonnen, sich mit ihnen zu be-

schäftigen, auf ihnen aber mußte eine Betrachtung wie die vorliegende hauptsächlich fußen, der es mehr auf die Erfassung eines wirklich bestehenden Zustandes als auf das Wirtschaftsideal, auf Historisches und Institutionelles ankommen sollte. Da ein einziges Land als Beispiel orientalischer Wirtschaftsgesinnung dienen sollte, so wurde der Blick auf Algerien geführt: hier ist die Berührung mit der europäischen Kultur noch nicht hundert Jahre alt, das Volk gehört einer orthodoxen Richtung des Islam an, die ganz besonders wenig dem Paktieren mit dem Europäischen geneigt ist, und schließlich ist hier die Erforschung dank der jahrzehntelangen ausdauernden Arbeit französischer Gelehrter, unter denen sich eine Anzahl von Namen hohen Ranges findet, beträchtlich vorgetrieben worden. Auch wenn man die zahllosen Schriften der rasch einige Glanzpunkte des Landes besuchenden Touristen und alles kolonialpolitisch Orientierte abzieht, so behält die Literatur über Algerien doch noch einen erstaunlichen Umfang, was nicht verwundern kann, da viele Franzosen seit langem geneigt sind, in ihm eines der wertvollsten, vielleicht gar das wertvollste Stück ihres Kolonialbesitzes zu sehen, und Algerien ja auch nur durch eine 24stündige Fahrt von seinem Mutterlande getrennt ist. Jedoch auch auf diesem Boden mangelt es noch sehr an systematischer Durchforschung der heutigen Lebensgestaltung, und auch hier ist die Feststellung feinerer Nuancen noch kaum möglich. Ein so umfassendes Werk wie die Schilderung der Kabylen durch Hanoteau und Letourneux¹ ist immer noch eine Ausnahme. Bernard und Lacroix haben die Lebensweise der nomadischen Bewohner einer mühevollen Einzeluntersuchung unterworfen², aber schon über nicht wenige Seiten der algerischen Feldwirtschaft ist es nicht möglich, aus der Literatur das für den vorliegenden Zweck

¹ La Kabylie et les coutumes Kabyles. 3 Bde., 1872.

² L'évolution du nomadisme en Algérie. 1906.

erforderliche Tatsachenmaterial zu erhalten; am wenigsten ist aus ihr ein Bild von dem Wirtschaftsgebaren in den größeren Städten zu gewinnen, wie ja Abseitiges, Kurioses, nur wenigen Zugängliches meistens früher und besser dargestellt zu werden pflegt, als das, was vor aller Augen liegt. Gelegentlich hat Marokko als Beispiel dienen müssen.

Es braucht wohl kaum auf Widerspruch gerechnet zu werden, wenn die Exemplifizierung an einem Lande geschehen soll, das nach dem üblichen Sprachgebrauch gar nicht mehr unter den Begriff „Orient“ fällt. Hält man überhaupt an diesem fest, so wird man nicht umhin können, ganz Nordafrika hinzuzunehmen, mag man sich nun die von Junge aufgestellte Definition — orientalische Zivilisation und Kultur liegen dort vor, wo mindestens einige von vier Faktoren sich gleichzeitig geltend machen: Trockenklima, Islam, Auftreten türkischer, arabischer oder persischer Völkerstämme und frühere Erstreckung des hellenistischen Kulturkreises¹ — oder irgendeine andere zu eigen machen; will man eine Scheidung gegen den sogenannten vorderen Orient vornehmen, so ließe sich ja diese Region als afrikanischer Orient bezeichnen.

Leider bietet Algerien kaum die Möglichkeit zu einer Klarlegung der Frage, wie weit der wirtschaftliche Geist durch das Volkstum bestimmt wird. Man hat zwar lange Zeit hindurch geglaubt, die eingessene berberische Bevölkerung und die seit dem 7. Jahrhundert als Eroberer in das Land hereingebrochenen Araber in jedem Falle scharf voneinander trennen zu können. Jedoch nur diejenigen Berberstämme, die in die schwer zugänglichen Gebirge der beiden Kabylien und des Aurès oder in die südlichen Saharaöasen

¹ Das wirtschaftliche Problem des näheren Orients, Arch. f. Wirtschaftsforschung im Orient, I, 1916, 3. Auf die Kontroverse zwischen Becker und Tröltzsch hinsichtlich des Begriffes Orient braucht hier nicht eingegangen zu werden.

zurückgeschoben wurden, haben ihr Volkstum zu bewahren vermocht, ihr Leben spielt sich aber dementsprechend auf einer ganz speziellen natürlichen Grundlage ab, so daß ein Vergleich mit anderen Stämmen nicht ohne weiteres statthaft ist. In den Städten, in den fruchtbaren Niederungen und den Regionen, die einer ausgedehnteren Viehzucht zugänglich waren, ist eine so starke Durchdringung von berberischem und arabischem Blut eingetreten, daß auch die Sprache kein scheidendes Moment bildet und daß man von einer völligen Verschmelzung sprechen kann. Neben diesen beiden Hauptbevölkerungsgruppen hat einmal die Nähe des eigentlichen Afrika und der früher ausgebreitete Sklavenhandel eine ganze Anzahl von Negern in das Land gebracht; dazu treten noch die Kuluglis, die in den Städten ansässigen Mischlinge zwischen den Eingeborenen und den Türken, die mehrere Jahrhunderte hindurch die Herrschaft über das Küstengebiet in der Hand hielten, und den sonstigen hier zusammengekommenen Völkerschaften und schließlich die Juden, die auch über das ganze Land hin verteilt sind, jedoch von jeher in sozialer Hinsicht in eine Sonderstellung gedrängt worden waren.

Ein Gegensatz zwischen diesen verschiedenen Volksgruppen ist zwar vorhanden, und namentlich ist die Verschiedenheit zwischen den sogenannten Arabern und den Kabylen hinsichtlich der Sitten, des Kultus, der Rechtsordnung so auffällig, daß die Franzosen in der ersten Zeit diese als ihnen relativ nahestehend empfanden. In weit höherem Maße ist aber die verschiedene Lebens- und Wirtschaftsweise kontrastbildend, und sie wiederum hängt aufs engste mit den von der Natur geschaffenen Bedingungen zusammen. Es ist der Gegensatz zwischen dem Festangesiedelten und dem Umherziehenden, zwischen dem Seßhaften, der das umliegende Land unter den Pflug nimmt und eine stabile Behausung besitzt oder in den Städten wohnt und dem, der nur das

leicht wiederabzubrechende Zelt kennt und dessen einzigen Reichtum seine Herden ausmachen. Die Stadt ist für den Landbewohner nicht seine Hauptstadt, beide sind nicht durch gemeinsame Erlebnisse verbunden, die wirtschaftlichen Beziehungen sind ebenso gering wie zwischen den Städten untereinander; die Stadt ist für jenen nur der Sitz des Herrschers oder eines Eroberers. Uralt ist gerade auf dem Boden Algeriens die Scheidung von Ackerbauern und Nomaden. Wir finden ihn bereits aufs deutlichste von Sallust gekennzeichnet¹, und schon Ibn Khaldun² hat mit bewunderungswürdiger Klarheit die Beziehungen aufgedeckt, die zwischen dem natürlichen Milieu und der Wirtschaftsform in Nordafrika bestehen. Es ist weniger die Bodenplastik als das Klima, vor allem die Menge der Niederschläge, die die Ausdehnung von Nomadismus und Landbau bestimmen, und gerade hier wird die Erkenntnis besonders deutlich, daß die beiden Lebensformen an sich nichts mit irgendwelchen Entwicklungsphasen zu tun haben. Wie der Städter auf den Fellachen herabsieht, der nur in harter Arbeit sein kleines Leben sich zu verdienen vermag, so ist er für den freien Nomaden ein Gegenstand der Verachtung; diesem erscheint das Haus wie ein Gefängnis, und in einem in der Gegend von Figuig verbreiteten Gesang nennt er jenen einen Menschen, der nicht würdig sei, ein Mensch zu sein, der sich unter den Steinen verberge wie seine Frauen unter ihren Haiks, der sich von anderen Menschen befehlen lasse, während er selbst keinen Herrscher außer Gott kenne³. Ihr kriegerischer Sinn, die Mißachtung, die sie aller Arbeit entgegenbringen, ihre rücksichtslosen Plünderungen machen sie überall gefürchtet, und wenn sich eine Karawane aus den süd-

¹ Bellum Jugurthinum 154.

² Prolegomènes historiques. Übers. von Slane, I, 1862, 255 f.

³ Maraval-Berthoin, Les chants sahariens. Bull. Soc. Géogr. d'Alger XXVI, 1921, 4.

lichen Steppen dem Tell nähert, um sich für den Winter versorgen zu lassen, so ruft es dort einer dem andern zu: „Sei auf der Hut, hab Acht, die Kinder der Sünde kommen!“¹ Die Nomaden sollen aus den folgenden Betrachtungen ausgeschlossen bleiben: ihre Wirtschaftsgesinnung ist weit mehr durch ihre Lebensweise als durch die Zugehörigkeit zu irgendeinem Kulturkreise bestimmt.

Die Diffusion von orientalischer und europäischer Welt ist in Algerien noch nicht ein Jahrhundert alt, und wenn auch französische, spanische und italienische Kolonisten sich in dem Küstenstreifen mitten unter den Eingeborenen niedergelassen haben, so daß eine scharfe Trennung zwischen den einheimischen und den europäischen Elementen, wie sie in so vielen englischen Kolonien sich findet, nicht existiert, kann doch von einer irgendwie beträchtlicheren Durchdringung bis auf den heutigen Tag und wohl noch in langer Zukunft nicht die Rede sein. Die Eroberung durch die Franzosen ist nicht einfach von der Küste aus allmählich nach dem Innern zu vorgeschritten, es wurden vielmehr, der geographischen Struktur des Landes entsprechend, nach den Küstenebenen zuerst die inneren Hochplateaus in Besitz genommen, während die schwer zugänglichen Gebirgsmassive Jahrzehnte hindurch den heftigsten Widerstand leisteten. Dem Anschlag auf Algerien lag ja nicht ein lange vorbereiteter Plan zugrunde, und so sind die Meinungen über das, was mit dem Lande geschehen solle, innerhalb der französischen Regierungen und im Volke recht wenig klar gewesen, und sie sind auch jetzt noch keineswegs einheitlich. Der Gegensatz der Anschauungen kam noch 1906 in der Sitzung der Société d'économie politique in Paris zu lebhaftem Ausdruck, wo Peyerimhoff der Wortführer der Optimisten, Macquart der der Pessimisten war². Während

¹ Robert, La Gafla. Rev. des trad. popul., XXII, 1907, 86.

² Bull. Soc. d'Econ. polit., 1906, 203—216.

die einen in Algerien ein Paradies von tropischer Fülle mit unerschöpfbaren wirtschaftlichen Ausbeutungsmöglichkeiten sehen, ein Gebiet, das namentlich dem südfranzösischen Bauern, wenn es ihm zu Hause zu enge wird, die besten Existenzgrundlagen darbietet, weisen die andern auf die minimalen Erfolge hin, die die Kolonisationsbestrebungen bisher gehabt haben, auf die Milliarden, die man dem Lande gegeben, ohne daß die Zahl der Franzosen ein wesentlicheres Anwachsen erkennen lasse, ohne daß sich der Außenhandel beträchtlich entfaltet habe; sie weisen auf die schwierige wirtschaftliche Lage hin, in der sich die meisten Ansiedler befinden, und betonen, daß man über dem Kolonisten, dem es geglückt sei, ganz der ruinierten Existenzen und der zahlreichen Dörfer vergesse, deren Überreste sich mit dem Wüstensande mischen. Ackerflächen und Ernten hätten zwar absolut wohl zugenommen, aber auf den Kopf berechnet, ergebe sich eine Verminderung. Der wahre Feind des Kolonisten sei eben das Land, über das man sich noch immer den ärgsten Täuschungen hingäbe, dessen fruchtbare Flächen nur geringfügige Ausdehnung besitzen und in dem eine dichtgedrängte einheimische Bevölkerung wohne. Auch ihre Situation habe sich gegenüber der Türkenzeit nicht gebessert, sie sei verarmt, der größte Teil lebe im Elend, und wenn auch die Zahl gewachsen sei, so habe sich doch ihr Ackerland verkleinert und ihr Viehstand verringert¹. Alles in allem sei Algerien ein Land, in dem man zwar leben, aber nicht prosperieren könne.

Ursprünglich hatten die Franzosen geglaubt, einem ganz einheitlich struierten Volkstum, das man das arabische nannte, gegenüberzustehen, und so wollte ja auch einmal Napoleon III. hier ein „arabisches Königreich“ gegründet wissen. Als sie dann später erkannten, daß man es daneben noch mit den Kabylen zu tun hatte, war man naiv genug, in

¹ Piquet, *La colonisation dans l'Afrique du Nord*. 1912, 44 ff.

ihnen ein den Franzosen verhältnismäßig nahestehendes Volk zu sehen, das sich ihnen leicht nähern würde, und gab sich der recht sonderbar anmutenden Illusion hin, auf dem Umwege über die Kabylen die „Araber“ französisieren zu können. Ein einheimischer Heerführer sagte einmal dem General Daumas, als ihn dieser um seine Meinung hinsichtlich der Assimilation befragte: „Wirf einen Christen, einen Mohammedaner und einen Juden in einen Topf und laß sie 36 Stunden kochen. Dann hebe den Deckel auf, und du wirst sehen, daß sich die Brühe des Christen, des Mohammedaners und des Juden nicht miteinander vermengt haben¹“. Die Franzosen sind in Algerien einer Volksmasse gegenübergetreten, die sich zwar ihrem Einfluß nicht entziehen kann, aber doch weit davon entfernt ist, sich irgendwie durch die europäische Zivilisation imponieren zu lassen, und daher ist an ein Aufgehen der Eingeborenen überhaupt nicht zu denken. In den unteren Volksschichten mag das enge Zusammenleben häufig zu freien Vereinigungen führen, und es gibt in den Städten Quartiere, wo die Vermischung bereits eine Tatsache ist², aber um ein innerliches Ineinanderaufgehen handelt es sich auch hier nicht. Die Gesamtzahl der zwischen Franzosen und Mohammedanern geschlossenen Ehen wird für die Zeit von 1830—77 auf 53 angegeben, und es wird sobald nicht gelingen, den Zusammenhang der Eingeborenen zu zerreißen. Die Vorteile, die die Sympathie der Franzosen, auch eine Naturalisation bieten könnten, werden jenen nicht aufgewogen durch die Verachtung ihrer Glaubensgenossen und die Entziehung jeglichen Haltes und Schutzes, die gerade der Mohammedaner in seiner Religionsgemeinschaft in so reichem Maße findet. Diese Einsicht ist auch den Franzosen gekommen, und so haben sie schließlich

¹ Corriéras, L'assimilation des Arabes est-elle possible? Bull. trimestr. Soc. Géogr. et d'Archéol d'Oran, XXIV, 1904, 144.

² Demontès, Le peuple algérien. 1906, 216.

darauf verzichtet, sich in die inneren Angelegenheiten der Eingeborenen zu mischen, und beschränken sich auf die äußere Verwaltung, die Ausübung der Strafgerichtsbarkeit und eine gewisse Kontrolle. Seit 1865 stehen die Eingeborenen „hinsichtlich ihres Personenstandes, des Familien- und Erbrechts sowie solcher Immobilien, deren Eigentümer nicht durch französische Rechtstitel bestimmt sind“,¹ unter ihren eigenen Gesetzen, und nur wenn sie französische Bürger werden wollen, müssen sie sich auch dem französischen Gesetzbuch unterwerfen. Sie sind zum Heeresdienst zugelassen, können sogar Offiziere werden, und auch manche Zivilämter stehen ihnen offen. Zum Umherziehen im Lande, zum Tragen von Waffen, zur Pilgerfahrt nach Mekka bedürfen sie freilich einer besonderen Erlaubnis, aber vor allem sind sie in der Ausübung ihres Kultus völlig ungehindert und frei: diese Fragen sind jetzt durch eine Verordnung vom Jahre 1895 endgültig geregelt worden. Irgendwelche Versuche, die Eingeborenen zu bekehren, werden kaum noch gemacht. Als nach der allgemeinen Hungersnot von 1867 der Erzbischof von Algier eine größere Zahl von Waisenkindern zu sich genommen hatte und sie dann taufen wollte, befahl der damalige Generalgouverneur MacMahon, die Kinder ihren Stämmen wiederzubringen, da ein solches Vorgehen im Widerspruch zu den 1830 gegebenen Garantien stehe, die die Religion der Besiegten zu respektieren versprochen hatten².

Der Einfluß der Franzosen ist nun sehr verschieden nach den Gegenden, Volkselementen und Volksschichten. Die Zahl der zwischen Sahara und Tell hin- und herwandernden Nomaden hat immer mehr abgenommen, viele Stämme sind Halbnomaden geworden, und manche haben sich unter der

¹ Yver, Art. Algérie. In: Enzyklopädie des Islam, I, 1913, 288.

² Milliot, Etude sur la condition de la femme musulmane au Maghreb. Thèse Paris, 1910, 284.

von den Franzosen hergestellten Sicherheit ganz seßhaft gemacht. Städtische Lebens- und Anschauungsweise breitet sich als eine Folge der verbesserten Verkehrsmittel auch auf dem Lande aus, am stärksten sind aber natürlich die Städtebewohner selbst der Einwirkung der europäischen Ideen und Zivilisation ausgesetzt und ihr zum Teil erlegen; im Unterschied etwa zu Ägypten die unteren Volksschichten am meisten, wozu die Einziehung zum Militär viel beigetragen hat, wogegen die einen gewissen sozialen Rang Einnehmenden allem Europäischen mit Mißtrauen und Feindseligkeit entgegengetreten¹. Jene arbeiten vielfach in französischen Diensten, man sieht sie schon die altgewohnte Tracht zugunsten der europäischen ablegen, gar den Fez verschwinden, und namentlich in Algier kann man beobachten, wie auf der Basis des wirtschaftlichen Kampfes die Arbeiter mit ihren europäischen Kollegen gemeinsame Sache machen und eine rein proletarische Denkweise annehmen². Eine gewisse Leichtfertigkeit hat sich auch religiösen Dingen gegenüber breit gemacht, und wenn auch Nachlässigkeit im Gottesdienst, Nichteinhalten der Fastenverbote, ja selbst das Betreten der Moscheen durch Ungläubige schon vielfach gar nicht mehr gerügt werden, so ist doch die Gegnerschaft gegen das europäische Wesen keineswegs erloschen, nur daß es sich nicht mehr in Aufständen kundgibt. Immer wieder erheben sich von Zeit zu Zeit die klagenden Stimmen derer, deren Heiligstes durch die Herrschaft der Franzosen verletzt wird, die ihnen das beste Land und das Wasser weggenommen haben, ihnen zwar die Freiheit ihrer Religion gelassen, aber die festen alten Sitten und Gebräuche zur Auflösung bringen, den Alkoholismus in immer weitere Volkskreise tragen, ohne daß man die geringste Möglich-

¹ Le Chatelier, L'Islam au XIXe siècle. 1888, 174f.

² van Gennep, La mentalité indigène en Algérie. Mercure de France, CVI, 1913, 684.

keit einer Gegenwehr hat, da ja auch die Geistlichkeit den Befehlen der Eroberer gehorcht¹.

Nordafrika ist nicht in einem Zuge und auch nicht im Laufe eines kurzen Zeitraums dem Islam gewonnen worden. Die Berber der Religion des Propheten untertan zu machen, konnte ebensowenig den ersten, mit so erstaunlicher Schnelligkeit sich vollziehenden Einbrüchen der Araber gelingen wie der hilalischen Invasion im 11. Jahrhundert, und während des ganzen Mittelalters hat der Islam außerhalb der größeren Städte kaum stärkere Ausbreitung finden können. Er war eine Religion der Herrscher, Gelehrten und Städter, und die Berber setzten ihm als der Religion ihrer Unterdrücker, die sie nötigen wollte, Altangestammtes aufzugeben, einen lebhaften Widerstand entgegen. An rascher Bekehrung war den Arabern hier wie überall auch gar nicht viel gelegen, und so fängt der Islam eigentlich erst im 12. Jahrhundert langsam an, die Oberhand zu bekommen. Im 15. Jahrhundert tritt mit dem Zurückströmen der letzten Mohammedaner aus Spanien, mit den Versuchen der christlichen europäischen Mächte, in Nordafrika Einfluß zu erhalten und mit der türkischen Besetzung und Gründung der Regentschaft Algier eine Änderung ein; es ist also wohl der Gegensatz gegen die Christen, der zu einem religiösen Zusammenschluß der nordafrikanischen Völker geführt und den Islam als die Religion des herrschenden Volkes sich hat weiter ausbreiten lassen. Schließlich ist dann das ganze Gebiet zur Domäne des Islam geworden, und hat sich, nachdem die orthodoxe malekitische Richtung seit dem 11. Jahrhundert über Ketzerlehren und Hanefitentum den Sieg davongetragen hatte, zu dem fanatischsten und am schwersten anderen Einflüssen zugänglichen Territorium des gesamten Islambereiches entwickelt. Die Malekiten, die in Sidi Khalil ihre höchste Autorität verehren, sind unter den Rechtgläubigen die rückstän-

¹ S. die Schrift eines Anonymus, En Algérie. 1917.

digsten, die am wenigsten wandlungsfähigen; sie halten sich möglichst wörtlich an die heiligen Schriften, verwerfen den Analogieschluß in deren Interpretation, und innerhalb Nordafrikas bildet Algerien jetzt ein Übergangsgebiet zwischen dem modernistischen Ägypten und dem am meisten konservativen, religiös fanatischen Marokko. Von den anderen Schulen sind nur noch die Hanefiten, übriggeblieben aus der Epoche der türkischen Herrschaft, an einigen Stellen in geringer Zahl vertreten, und zahlenmäßig ebenfalls bedeutungslos, sind die die Oasen von Mzab bewohnenden und auch sonst im Lande verstreuten Ketzer, die Ibaditen; es wird von ihnen am Schlusse ausführlich die Rede sein. Scharfe Gegner des Mohammedanismus sind die Zkara, ein marokkanischer Berberstamm im Gebirge bei Oudja, die einer positivistisch gerichteten Weltanschauung zu huldigen scheinen¹, und außerhalb des Islam stehen dann noch die allerorten verbreiteten Juden und die christlichen Völker.

Von größter Bedeutung ist nun allerdings die Frage nach der Distanz zwischen Ideal und Wirklichkeit, die Frage, wie weit die religiösen Vorschriften tatsächlich im Leben sich durchsetzen und innegehalten werden. Es kann selbstverständlich nicht die Rede davon sein, daß alles und jedes wirklich so durchgeführt wird, wie es das religiöse Gesetz verlangt. Über das Wesen des mohammedanischen Gesetzes, der Scheria, hat man sich ja überhaupt lange Zeit einem argen Irrtum hingegeben, und es ist eine der wichtigsten, hauptsächlich Snouck Hurgronje zu verdankenden Erkenntnisse der Islamwissenschaft, daß das mohammedanische Recht keine Rechtssatzungen in unserem Sinne darstellt, sondern nur eine Pflichtenlehre ist, die die Gedanken von Generationen frommer Gelehrter enthält; es sind also Bestimmungen, die als ein Ideal vor-

¹ Mouliéras, Une tribu Zénète antimusulmane au Maroc. Bull. trimestr. Soc. Géogr. et d'Archéol. d'Oran, XXIII, 1903, 293 ff. und folg. Bde.

schweben, die in ihrer Gesamtheit zu halten gar nicht möglich ist und nur auf ganz wenigen Gebieten zu geltendem Recht geworden sind, selbst wenn sie sich in ganz bestimmter Weise aussprechen. Wenn im Laufe der Zeit auch vieles ganz außer Gebrauch gekommen ist, anderes niemals als Richtschnur für das öffentliche Leben gedient hat, so ist doch die Anzweiflung als Ideal stets untersagt gewesen. Die Mächtigen und die oberen Schichten haben immer eine gewisse Nachlässigkeit in der Ausführung der Vorschriften gezeigt, über manche sich sogar völlig hinweggesetzt, und Laxheit selbst im Gebet und im Fastenhalten sind auch im Volke schon vor der Zeit zu konstatieren gewesen, in der die intensive Berührung mit den Europäern eine weitere Lockerung herbeiführte. Die Zahl der religiösen Gebote ist ja auch so groß, daß vieles gar nicht allgemein bekannt sein kann, und sie selbst oft so kompliziert, daß schon die Rechtsgelehrten Auswege angegeben haben, um besonders schwierig einzuhaltende oder unangenehm empfundene in irgendeiner Weise zu umgehen, was nicht wenig zur Hebung ihrer Macht und ihrer Achtung beigetragen haben mag. Von den Kabylen ist vielfach behauptet worden, daß sie es mit dem Bekenntnis zum Islam nie allzu ernst genommen hätten, weil man feststellte, daß sie ihn im Zivilrecht überhaupt nicht anerkennen, vielmehr ihr altes Volksrecht beibehalten haben, das fortwährend den sozialen Bedürfnissen angepaßt wird und oftmals von Ortschaft zu Ortschaft ganz verschieden ist. So gute Kenner ihres Landes, wie Hanoteau, Letourneux¹ und Mercier² bestreiten aber auf das entschiedenste, daß sie schlechte Mohammedaner seien und geringere Frömmigkeit als die anderen Bevölkerungselemente erkennen ließen; im Glauben herrsche der Islam bei ihnen absolut, im Recht allerdings nur so weit, wie er ihr Gewohnheitsrecht nicht

¹ a. a. O. [S. 4], I, 310.

² L'Algérie en 1880. 1880, 174.

störe. Anders steht es natürlich mit den reinen Nomaden, deren unstetes Dasein strikte Befolgung der meisten Gebote nicht zuläßt. Allgemein läßt sich wohl sagen, daß auch heute noch die wesentlichen Grundsätze des Islam von der ganzen Bevölkerung innegehalten werden, wenn auch oft mit peinlicher Genauigkeit gerade Dinge, denen die Pflichtenlehre keine besondere Bedeutung beimißt. Ein leichtfertiges Sichhinwegsetzen ist sicherlich die Ausnahme und meist der zersetzenden europäischen Einwirkung zuzuschreiben. Die Berührung mit den Ungläubigen erzeugt aber gleichzeitig den religiösen Fanatismus, der in den Städten seine Zentren hat und dazu mitwirkt, daß der Städtebewohner im allgemeinen in Religiosität und Ritualausübung den Landbewohner übertrifft. Wacht doch auch ein Mohammedaner über den andern, und diese gegenseitige Kontrolle, verbunden mit der sozialen Schädigung bei einer allzu frivolen Nichtachtung der religiösen Pflichten, wird meist stark genug sein, die Befolgung zu erzwingen. In jedem Falle — und darauf kommt es für den vorliegenden Zweck an — haben die aufgestellten Ideale ihre Anziehungskraft noch nicht eingebüßt, das Volk in seiner Gesamtheit ist bemüht, die wichtigsten Forderungen der Religion zu erfüllen, und bei einer Übertretung ist zum mindesten noch ein schlechtes Gewissen vorhanden: wenn das Ende der Welt herannaht, wenn die Sonne im Westen aufgeht, so wird von jedem Rechenschaft über seine Handlungen verlangt werden, und die Qualen der Hölle schrecken hier noch und die Seligkeiten des Paradieses locken hier noch.

Der Islam hat in Nordafrika als Volksreligion eine sehr bedeutungsvolle Wandlung durchgemacht, und es kann beinahe ohne Übertreibung gesagt werden, daß in den ländlichen Gebieten gar nicht der sozusagen normale Islam herrscht, sondern der Marabutismus, der Heiligenkult¹.

¹ Rinn, *Marabouts et Khouan*. 1884. Goldziher, *Die Heiligenverehrung*

Dem Islam ursprünglich fremd, ja ihm direkt widerstreitend, ist er aus dem Bedürfnis einer größeren Annäherung an die Gottheit hervorgegangen, vielleicht durch den Glauben an Engel und Dämonen gefördert, und gerade dem berberischen Geschmack entgegenkommend, ist er hier zu einer Ausdehnung gelangt, wie vielleicht nirgends sonst auf der Erde. Die Qualität eines Marabut kann auf verschiedene Weise errungen werden: durch gute Werke, durch ein dem Dienste Gottes geweihtes Leben, durch Asketismus, durch die Macht der Persönlichkeit, wie sie sich in der Gründung einer Bruderschaft oder im Wundertun kundgibt, aber auch Epilepsie, Schwachsinnigkeit oder gar Irrsinn können sie verleihen, da man sie als Zeichen der Gegenwart Gottes im Menschen ansieht. Mit dem gleichen Namen Marabut werden auch die heiligen Stätten bezeichnet, die seiner Verehrung dienen und zu denen man wallfahrtet, die einfachen Steinhäufen auf einer Anhöhe, die seine Überreste oder Reliquien bergen, die Grabkapellen, die man, oft mit Moschee, Schule, Hospital und Unterkunftsräumen verbunden, errichtet hat und von denen manche zu den größten architektonischen Leistungen des Landes zählen, die heiligen Bäume, die Zeugen alter dendrolatrischer Vorstellungen, an die man ein Stück seiner Kleidung hängt, um etwa von einer Krankheit geheilt zu werden, die Schwalben, die man zu berühren sich fürchtet. Die Zahl der Heiligen ist ganz außerordentlich groß, ihr Kultus nimmt von Osten nach Westen zu, wie auch die Legende die meisten aus Marokko stammen läßt, aber ihr Einfluß ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, immer nur lokal begrenzt, so daß geradezu von einer „géographie

im Islam. In: Muhammedanische Studien, II, 1890, 275—380. Montet, Le culte des saints dans l'Islam au Maghreb. Hibbert Journ., VII, 1909, 844—863. Doutté, Magie et religion dans l'Afrique du Nord. 1909. Notes sur l'Islam Maghribin. Les marabouts. Rev. de l'hist. des relig., XL, 1899, 343—369, XLI, 1900, 22—66, 289—356.

Rühl, Vom Wirtschaftsgeist im Orient

2

religiöse“ Nordafrikas gesprochen werden konnte¹. Die Marabuts sind die eigentlichen Herrscher des Landes, zumal der von den Franzosen organisierte und bezahlte Klerus völlig ohne Bedeutung ist; das ganze Leben stellt sich nach ihnen ein, und bei allen wichtigen und nicht wichtigen Anlässen holt man sich bei ihnen Rat: ihrer Wunder wirkenden Kraft muß es gelingen, Krankheiten zum Verschwinden zu bringen, Kindersegen und gute Ernten zu geben, ebenso wie in Zeiten der Dürre bei Gott als Vermittler zu dienen und den von ihm wegen der schlechten Handlungen der Menschen versagten Regen herbeizuschaffen. Es gibt kein Wunder, das man ihnen nicht zutraut²; sie können die Ernten durch Hagel vernichten, ein Wort von ihnen genügt, um einen Mann in eine Frau zu verwandeln, sie sind imstande, sich über große Entfernungen hin zu bewegen, sich unsichtbar zu machen, auf dem Wasser zu gehen, Menschen vom Tode aufzuwecken, sich selbst und andere unverwundbar zu machen; so hatte ein Marabut die Südmarokkaner dadurch zum Kampfe gegen die Franzosen antreiben können, daß er ihnen sagte, ihre Kugeln würden sich in Datteln verwandeln und aus den Flinten würde Rosenwasser herauspritzen. Daß unter solchen Umständen die Verehrung der Heiligen von Anthropolatrie nicht mehr verschieden sein wird, daß man sich ihnen vor die Füße wirft, um ihren Burnus oder ihre Tritte im Sande zu küssen, kann ebensowenig überraschen, wie daß manche diese Gläubigkeit benutzen, sich als Marabuts ausgeben, aber einfache Schwindler sind; sie bringen irgendwelche angeblich gesegnete Waren und lassen sich dafür Gaben spenden, aber die Zahl solcher falscher Marabuts soll doch sehr gering sein³. Die segnende Kraft,

¹ Doutté, *En tribu*. I, 1914, 237.

² Solche Wunderlegenden sind zahlreich zu finden bei Robert, *Fanatisme et légendes arabes*. *Rev. des tradit. popul.*, XI, 1896, 316 und folg. Bde.

³ Die Geschichte eines noch lebenden geistesschwachen Heiligen und

die von dem Heiligen ausgeht und auch nach dem Tode seinen Resten anhaftet, die Baraka, überträgt sich auf alles, was er betastet, und darum suchen ihn die ferner Stehenden mit einem Stocke zu berühren; man wirft nach ihm ein mit einem Merkzeichen versehenes Steinchen, das man dann wieder aufsucht, und trinkt das Wasser, das er zu seiner rituellen Reinigung benutzt hat. Die Baraka wird namentlich durch den Speichel übertragen: der Marabut spuckt denen, die ihn um etwas bitten oder Aufnahme in seine Bruderschaft finden wollen, in den Mund, und ebenso spuckt er in die Speise, die ihm zur Segnung hingestellt und dann gierig verschlungen wird. Im großen und ganzen ist der Einfluß der Marabuts wohl doch als segensreich anzusehen. Sie allein besitzen eine gewisse Neutralität in den ewigen Fehden zwischen den einzelnen Stämmen und haben viel zur Verhinderung von Kriegen beigetragen. Auch ihre wirtschaftlichen Funktionen sind nicht gering. Sie sind oftmals die einzigen, die lesen können, sie werden als Schiedsrichter bei allen Streitigkeiten herangeholt, sie übernehmen die Unterstützung von Armen und Reisenden, ihnen darf man Karawanen anvertrauen, um sie vor räuberischen Überfällen zu sichern, und auch durch das Graben von Brunnen und das Aufsuchen von Quellen machen sie sich gelegentlich nützlich; ihre heiligen Stätten dienen zur Niederlegung von Waren, da sich zwar jeder von dem dort als Opfertgabe Deponierten ernähren, aber nichts forttragen darf.

Zu diesem Marabutismus als Religion des Volkes treten nun noch zahllose magische Vorstellungen und Riten. Erst durch die Forschungen Douttés hat man ihr Ausmaß kennen gelernt und erfahren, wie das ganze täg-

die Ausbeutung durch einen Moqaddem, die ihm erst zu größerer Popularität verholfen hat, schildert Bel, *Histoire d'un saint musulman, vivant actuellement à Meknès*. *Rev. de l'hist. des relig.*, LXXVI, 1917, 262 ff.



liche Leben z. B. mit dem Beachten von Ereignissen durchsetzt ist, die eine gute oder schlechte Vorbedeutung haben und die dann je nachdem die Handlungen in eine bestimmte Richtung drängen oder Geplantes nicht vornehmen lassen.

Die Autorität, die ein Heiliger genießt, wird sehr verstärkt, wenn er der Gründer oder Leiter einer jener Bruderschaften ist, an denen Nordafrika auch wieder ganz besonders reich ist und die fast alle irgendwie auf religiöser Basis ruhen¹. Die Franzosen haben ihr Wesen lange Zeit ganz mißdeutet, indem sie sie für geheime Gesellschaften hielten, deren Hauptzweck sich auf den Widerstand gegen sie konzentrierte. Wenn es auch Orden gibt, die derartige politische Ziele verfolgen, wie die Rahmanya, die an der großen Revolte vom Jahre 1871 in hervorragendem Maße beteiligt waren, so ist das eine Ausnahme. Die Bruderschaften sind vielmehr entstanden aus einer Reaktion gegen den Formalismus des offiziellen Islam, der keine gefühlsmäßige Verbindung zwischen Gottheit und Mensch kennt; diese wollen sie ihren Anhängern auf mystischem Wege ermöglichen, da nur die wenigsten die Vereinigung mit Gott von sich aus zu vollziehen in der Lage sind. Die Mitglieder werden zu bestimmten religiösen Übungen angehalten, die sich in der einfachsten Form so vollziehen, daß irgendeine Formel oder ein Koranvers möglichst oft, hundert- und auch tausendmal wiederholt werden. Im einzelnen sind die Ziele und die Organisation der Bruderschaften sehr verschieden. Während einige ihre Mitglieder nur zu bestimmten Zeiten zusammenrufen, um in gemeinsamem Hersagen der jeder von ihnen eigentümlichen Formeln Erhebung zu finden,

¹ Depont et Coppolani, *Les confréries religieuses musulmanes*. 1897. Rinn a a. O. [S. 16]. Simian, *Les confréries islamiques en Algérie*. 1910. Neveu, *Les Khouans. Ordres religieux chez les musulmans de l'Algérie*. 3. éd., 1916. Andrews, *Islam and the Confraternities in French North Africa*. *Geogr. Journ.*, XLVII, 1916, 125.

nehmen andere die Brüder sehr stark in Anspruch, lassen sie besondere Exerzitien ausführen, die sich zu Exstasen steigern, und sorgen dafür, daß jene Litaneien Tag und Nacht hindurch niemals abreißen. Daneben existieren Bruderschaften, die asketischen Idealen huldigen oder ihr Ziel in der Betätigung der Wohltätigkeit finden, wieder andere sind nichts weiter als Berufsvereine, herumziehende Musikanten, Tänzer und Akrobaten.

Das Gemeinschaftsgefühl, das die Mitgliedschaft eines Ordens verleiht, ist so stark, daß man auch in der Fremde sich nur an einen Bruder zu wenden braucht, um nicht verlassen zu sein. Wenn ein Eingeborener sich auf die Reise begibt, so findet er an den verschiedenen Stationen bei den Mitgliedern seiner Bruderschaft Unterkunft. Sind ihm solche nicht persönlich bekannt, so wendet er sich an einen Bruder oder den Führer der Bruderschaft und läßt sich den Namen eines an seinem ersten Reiseziel wohnenden Bruders nennen und sich einen Gegenstand — etwa ein Taschentuch oder ein Messer — geben, der jenem bekannt ist und als Erkennungszeichen dienen soll. Nun begibt er sich zu ihm, zeigt ihm den Gegenstand, und dann nennt man das Stichwort, das jeder Bruderschaft eigen ist; in der gleichen Weise wird der Wandernde dann weiter empfohlen¹.

Die Bedeutung der Bruderschaften liegt aber vor allem darin, daß ihnen in der Hauptsache die Aufrechterhaltung des religiösen Glaubens zuzuschreiben ist, und daraus resultiert auch die Macht, die sie überall besitzen. Wie groß ihre Anhängerschaft ist, läßt sich natürlich schwer feststellen. Rinn schätzte 1884 für Algerien, daß etwa der achte Teil der erwachsenen männlichen Bewohner an Bruderschaften beteiligt sei; die Angabe bleibt aber wahrscheinlich nicht unbeträchtlich hinter der Wirklichkeit zurück, ebenso wie

¹ Jacquot, Contribution au folklore de l'Algérie. Rev. des tradit. popul., XXVII, 1912, 268

die neuere von Simian, der 23 Bruderschaften feststellte, die über 295 000 Mitglieder verfügen sollen. Mehr als zwei Drittel entfallen auf die vier großen Orden Rahmánya, Tidjanya, Quadriya und Taybia, den übrigen kommt nur ein lokaler und eng begrenzter Wirkungskreis zu: manche gestatten auch, daß man gleichzeitig mehreren angehören kann.

Äußere Abzeichen der Angehörigkeit zu einer Bruderschaft pflegen nicht getragen zu werden, und auch alles Klösterliche liegt ihr meist fern; die Mitglieder behalten die volle Freiheit ihrer Lebensführung und ihres Privatlebens. Aber, selbst wenn es sich nicht um weltflüchtige Bruderschaften handelt, werden sie doch meist recht stark absorbiert und durch die religiösen Praktiken körperlich und seelisch mitgenommen, so daß eine allmähliche Willenserschaffung eintreten muß, und sie von regelmäßiger, andauernder Arbeit nicht nur abgelenkt, sondern oft auch ganz untauglich für sie gemacht werden. Wirtschaftlich bedeutungsvoll ist ferner, daß die Orden regelmäßige Abgaben erheben, die zwar nach dem Einkommen abgestuft sind, aber doch eine nicht unbeträchtliche Höhe erreichen: 10 Francs im Jahre gelten in Algerien im allgemeinen als das Minimum, und die gleiche Summe ist beim Eintritt in die Bruderschaft zu erlegen. Dazu treten nun noch freiwillige Spenden, die meist bei Gelegenheit einer Pilgerfahrt nach der Grabstätte des Gründers oder bei einem Besuche des Leiters gegeben werden, und man ist zu der Schätzung gelangt, daß die Gesamtzahlungen für solche Zwecke etwa die Hälfte der Einnahmen ausmachen, die der Staat von den Eingeborenen bezieht¹. Die Führer beuten die Gläubigkeit und Gutgläubigkeit oftmals sehr weitgehend aus, da der Orientale für religiöse Zwecke auch noch sein letztes hinzugeben pflegt und in seinem Budget derartige Ausgaben immer an erster Stelle stehen.

¹ Andrews, a. a. O. [S. 20], 125.

Die Wirtschaftsgesinnung ist nur im Zusammenhang mit der gesamten Weltanschauung verständlich, und Orientale und Okzidentale sind so verschiedene Wege gegangen, daß eine Wesensverschiedenheit beider hat behauptet werden können. Sonderbar, daß gerade die gegenwärtige Zeit, die nach dem Zusammenbruch aller der Hoffnungen, zu denen die materielle und soziale Umwälzung im 19. Jahrhundert verführt hatte, wieder den Blick nach Osten wandern läßt, ob nicht vielleicht noch einmal von dorthier das Licht komme, die Unvereinbarkeit der Struktur des orientalischen und europäischen Geistes so gern betont und ständig wiederholt, daß „East and West never will meet“. Wie zwischen dem Menschen des Mittelalters und dem Modernen kaum eine Brücke vorhanden ist, so wird sicher auch zwischen diesem und dem Orientalen nur schwer ein echtes Verstehen zu erzielen sein, und es ist ebenso naiv, zu glauben, daß der Europäer sich plötzlich asiatischer Lebensauffassung oder Mystik hingeben könne, wie daß der Orientale nur zu wollen brauche, um seine Zivilisation gegen die westliche einzutauschen. Wer sich aber auf eine zeitlich umfassendere Perspektive einstellt, dem wird eine im Säkularen sich vollziehende Verständigung nicht als unmöglich erscheinen¹. Das plötzlich wieder erwachte Interesse an orientalischer Kultur hat europäisches und orientalisches Wesen in scharf zugespitzter Form kontrastiert. Seit der Renaissance und in verstärktem Maße seit der Aufklärung ist der europäische Geist auf die Welt der Objekte hin gerichtet gewesen, der er rein intellektualistisch gegenübertritt, und die Umgestaltung der Außenwelt ist zum eigentlichen Sinn seines Strebens geworden. Der Orient dagegen ist nach innen gekehrt, die irdische Welt ist ihm

¹ In letzter Zeit hat sich namentlich auch Snouck Hurgronje gegen die Annahme einer Wesensverschiedenheit ausgesprochen. Mohammedanism. 1916, 177.

fremd und unheimlich, und der Mensch ist der wichtigste Gegenstand für das Leben geblieben. Dort steht das Handeln voran, Leistung und Erfolg entscheiden über den Wert eines Menschen, und alle Kraft wird den Mitteln des Lebens zugewandt. Hier wird das Sein zum Entscheidenden, das Ziel geht auf die Höherentwicklung des Einzelnen, das menschliche Erlebnis steht im Mittelpunkt, und die empirische Wirklichkeit sinkt zu etwas Nebensächlichem herab. Den höchsten Rang nimmt nicht der ein, dem ein noch so großer Erfolg beschieden gewesen ist, nicht der, der durch seine Energie und Geschicklichkeit sich eine Machtstellung errichtet hat, es ist vielmehr der Heilige, dem man sich beugt, der Mensch, der durch die Kraft seiner Persönlichkeit oder durch seine Begabung mit übernatürlichen Fähigkeiten wirkt, ein Mensch, der im europäischen Sinne kaum Daseinsberechtigung hat.

Der Europäer besitzt nicht mehr die Einheit des Lebens; es ist auseinandergefallen, seine Teilgebiete stehen einander selbständig gegenüber und geraten miteinander in Konflikt; nur als Fassade werden Postulate aufgestellt, die für das Handeln fast jede Direktivkraft eingebüßt haben. Der Orient hat sich die Geschlossenheit bewahrt, eine solche Zwispältigkeit kennt er nicht, in ihm wird der Gesamtbereich des Lebens noch von einer Stelle her gespeist, von einem Zentrum aus gelenkt, und diese Leitkraft ist die Religion.

Da die Religion die Führung des Lebens nicht aus der Hand gegeben hat, so wird es die nächstliegende Frage sein zu untersuchen, wie sich der Islam der Wirtschaft gegenüber verhält¹. Hier warnt uns nun die Beobachtung, daß bei aller Verschiedenheit der Stellungnahme im einzelnen doch der gesamte Orient in einem sehr weiten Sinne in der Grundhaltung sich als einheitlich erweist

¹ Hierüber hat Becker in einem leider nur sehr kurzen Aufsatz gehandelt: Islam und Wirtschaft. Arch. f. Wirtschaftsforschung im Orient, I, 1916, 66—77. Abgedruckt in: Islamstudien. 1924, I, 54—65.

und viele seiner dem Europäer auffälligsten Züge dem primitiven Menschen Verwandtes erkennen lassen, eine einzelne Religion für das verantwortlich zu machen, was nur Ergebnis des Verwurzeltheits im Religiösen ist. Der Islam steht dem Wirtschaftsleben keineswegs feindlich gegenüber, sicherlich nicht feindlicher, als andere große Religionen. Nur will er wie über alle Teilgebiete des Lebens auch hier die Herrschaft behalten, und er läßt nicht zu, daß sich die Wirtschaft von ihm loslöse und ein von eigenen Gesetzen reguliertes Dasein führe; die Tätigkeit, welcher Art sie auch sei, soll niemals von dem ganzen Menschen Besitz ergreifen dürfen, sie soll ihm vielmehr stets so viel Zeit lassen, daß er den eigentlich wichtigen Lebenswerten und den religiösen Pflichten nicht entzogen wird. Man braucht ja nur an die Blütezeit des Islam und an die großen wirtschaftlichen Leistungen zu denken, die von seinen Anhängern in jener Zeit vollbracht wurden und die gleichzeitigen Europas in den Schatten stellten, wenn auch vieles, was der Westen ihm zu danken hat, nur von den alten Kulturländern des fernen Ostens herübergebracht worden war und seine Bedeutung mehr auf dem Gebiete der Übertragung und Vermittlung als der der eigentlichen Produktivität gelegen haben mag.

Wenn wir fragen, wie hoch die äußeren Anforderungen sind, die die islamische Religion an ihre Bekenner stellt, so wird man feststellen müssen, daß sie verhältnismäßig bescheiden ist und sie nicht allzusehr in Anspruch nimmt. Sie verlangt eigentlich nur die Anerkennung ihrer fünf Grundforderungen, und alles kann schließlich vergeben werden außer dem Unglauben. Der Mohammedaner ist verpflichtet, am Freitag an dem gemeinsamen großen Gebet in der Moschee teilzunehmen, während er die verschiedenen täglichen Gebete auch im Hause verrichten kann. Ein allgemeiner Ruhetag innerhalb der Woche ist unbekannt, denn wenn auch der Freitag der gesegnete Tag ist, so braucht

die Arbeit durch ihn nicht unterbrochen zu werden. Auch die Zahl der religiösen Festtage ist gering, und in Nordafrika werden eigentlich nur der Geburtstag des Propheten und der erste Tag des mohammedanischen Jahres besonders festlich begangen. Dafür gibt es aber einen ganzen der Religion geweihten Monat, den Ramadan, in dem der Koran vom Himmel gekommen ist, und währenddessen soll man sich möglichst mit guten Werken abgeben, die religiösen Vorschriften besonders peinlich durchführen und fasten. In dieser Zeit muß natürlich jede Arbeit außer der allernotwendigsten ruhen, denn das Fasten ist für jeden obligatorisch, und nur Kinder, Kranke, Schwangere, Krieger und Reisende sind von ihm ausgenommen; auch das Trinken und Rauchen ist untersagt, und ganz Fromme wagen es nicht einmal, ihren Speichel zu schlucken. Erst mit dem Augenblick des Sonnenuntergangs nimmt das Fasten ein Ende, und dann sucht man sich durch möglichst reichliche Nahrung zu entschädigen; man sieht die Leute mit der Zigarette und dem Streichholz oder mit einem Stück Brot auf der Straße sitzen und den ersehnten Kanonenschuß erwarten. Diese 30-tägige Fastenzeit, die denn auch meist durch ein mehrtägiges Fest beschlossen wird, ist es, die den Islam zu einer keineswegs bequemen Religion macht: sie erfordert ein ungewöhnliches Maß von Disziplin und Selbstbeherrschung, aber es ist ja wohl auch ihr Sinn, dem Menschen zu zeigen, wie weit er Herr über seine Gewohnheiten und Leidenschaften ist.

Andererseits ist jedoch der Islam eine Religion, die wie nur wenige das gesamte Leben durchzieht. Er kennt keine Scheidung von Religion, Staat und Kultur, er regelt das gesamte soziale Verhalten der Menschen und gibt die Grundlage für die Verwaltung, für Zivil- und Strafrecht. Jede auch noch so bedeutungslose Handlung des Menschen ist religiös orientiert. Während der

Tag des Europäers ganz entheiligt ist, mischt sich hier die Religion in alle, auch die profansten Angelegenheiten des Lebens, und schon aus diesem Grunde ist dem Bekenner des Islam der Übertritt zu einer anderen Religionsgemeinschaft ungemein erschwert, da er sich dann von allem Gewohnten trennen muß. Nichts, woran die Religion unbeteiligt wäre. Die Einteilung des Tages richtet sich nach den Gebetstunden, Kleidung und Waschung sind religiös geregelt, keine Arbeit wird in Angriff genommen, ohne den Segen Allahs für sie herbeizuwünschen, die Mahlzeiten sind eine Art heiliger Handlung, die sich nach einem ganz bestimmten Ritus vollzieht: vor und nach dem Essen und vor jedem Gange werden Tischgebete gesprochen, das Mahl darf nur bedeckten Hauptes und schweigend eingenommen werden, nur die rechte Hand wird zum Essen benutzt, da die linke als unrein gilt, nur einmal, und dann auch nur in kleinen Zügen wird getrunken, und genau wie das Gebet darf die Mahlzeit auch nicht unterbrochen werden; selbst am Gebrauch des Zahnstochers haftet Religiöses¹. Für das Betreten eines Hauses, die Begrüßung, die gesamten Umgangsformen innerhalb der Familie und im Verkehr mit Fremden existieren zum Teil sehr verwickelte Vorschriften und Formeln, die jedem bekannt sind und daher auch jedem erlauben, sich in der richtigen Weise zu benehmen, den als Mohammedaner verkleideten Europäer aber meist sehr rasch decouvrieren.

Jede Religion legt ihren Bekennern gewisse wirtschaftliche Beschränkungen auf. Gerade manche vom Islam postulierten sind bekannt genug, wenn sie auch vielfach von jeher nur eine theoretische Bedeutung gehabt haben und überall dort, wo eine intensivere Berührung mit Europäern stattgefunden hat, eine Lockerung und nicht selten schon eine

¹ Goldziher, *Islamisme et Parsisme*. Rev. de l'Hist. des Relig., XLIII, 1901, 15 ff.

völlige Auflösung dieser Bindungen eingetreten ist. Dies war schon immer der Fall mit der Untersagung des Weinensusses, man braucht ja nur an die ausgedehnte Weinpoesie zu denken, die der islamische Orient hervorgebracht hat, aber in den meisten Ländern ist doch das völlige Sichhinwegsetzen über das Verbot immer ein Privileg der Fürsten, der Vornehmen und Reichen gewesen; ein Kalif des 10. Jahrhunderts hat sich sogar nicht gescheut, sich auf einer Münze, die das Kaiser-Friedrich-Museum aufbewahrt, mit dem Trinkbecher in der Hand darstellen zu lassen. Man hat auch versucht, das Gesetz so zu interpretieren, daß sich die Untersagung nur auf die Berauschung beziehen soll, oder, wie es bei den Hanefiten üblich ist, es ganz wörtlich zu fassen, nur auf den Wein zu beziehen und alle andern berauschen- den Getränke zuzulassen. Bei den Eingeborenen Nordafrikas hat der europäische Einfluß natürlich bewirkt, daß man es besonders in den Städten mit der Einhaltung des Gebots nicht eben allzu genau nimmt, und selbst in Marokko gibt es zahlreiche Stämme, die Wein anbauen¹, aber es wird doch immer konstatiert, daß Betrunkenheit überall ziemlich selten zu finden sei. Manche Stämme dagegen, wie die Bouazid im Soufgebiet gehen in der Durchführung der Abstinenz so weit, einen solchen Abscheu sogar vor Rosinen zu bekunden, daß auch nur das Wort auszusprechen ihnen bei ihrem Seelenheil untersagt ist². Bei einer rigorosen Auslegung des Begriffes Berauschung fallen auch Kaffee und Tabak unter das religiöse Verbot, und einzelne wie die eben genannten Bouazid und die Mozabiten wollen daher auch von ihnen nichts wissen. Wenn in Marokko außerhalb der großen Städte der Kaffee so gut wie unbekannt ist, so liegt dies nicht an einer Abneigung gegen ihn, sondern daran, daß die Leute zu arm sind, und daß er für sie ein unerschwing-

¹ Mouliéras, *Le Maroc inconnu*. II, 1899, 476.

² Lavion, *L'Algérie musulmane*. 1914, 171.

licher Luxusartikel ist. Leichter fällt es dem Mohammedaner, sich von dem verbotenen Genuß bestimmter Tiere fernzuhalten. Verpönt ist ja vor allem das Schwein, der „Ochse der Christen“, wie es in Marokko genannt wird¹, und selbst die Zahl der Schweine, die die Europäer dort halten durften, war ehemals beschränkt. Nicht gestattet ist weiterhin das Essen des Fleisches von Pferd, Maulesel und Esel, und als „tadelnswert“ gilt der Konsum einer größeren Zahl anderer Tiere, von Raubtieren, Hunden, Katzen u. a.

Für die Gesamtheit des Wirtschaftslebens viel bedeutungsvoller als diese Beschränkungen in der Güterproduktion und im Konsum sind jene Restriktionen, die das islamische Gesetz im Warenverkehr vornimmt, die die wirtschaftliche Tätigkeit hemmen und von manchen für eine Hauptursache des wirtschaftlichen Verfalls angesehen werden. Diese Vorschriften sind von den Rechtsgelehrten zusammengestellt, und mit ungeheurer Spitzfindigkeit sind alle möglichen Konsequenzen von ihnen ausgearbeitet worden; sie haben auch Fälle behandelt, die praktisch gar nicht eintreten, und gerade Sidi Khalil führt eine ganze Menge von solchen auf². Der Austausch der Erzeugnisse wird vom Islam mit einem gewissen Mißtrauen verfolgt, und Ibn Khaldun spricht es geradezu aus, daß die für den Handel erforderlichen Eigenschaften und Gewohnheiten der Rechtschaffenheit und Ehre des Menschen schädlich sind³. Es wird empfohlen, bei allen Handelsgeschäften so offen und ehrlich wie möglich vorzugehen. Man soll die Mängel einer Ware nicht verschweigen und soll auch nicht beteuern, daß man etwas sehr teuer bezahlt habe, um einen hohen Preis zu erlangen, denn nur wenn beide Kontrahenten aufrichtig vorgehen, ist

¹ Quedenfeldt, Nahrungs-, Reiz- und kosmetische Mittel bei den Marokkanern. Verh. Ges. f. Ethnol., XIX, 1887, 242.

² Code Musulman. Übers. von Seignette, 1911, Art. 1 ff.

³ a. a. O. [S. 7], II, 355.



der Handel gesegnet¹. Das mohammedanische Recht sucht nun alle Handelsgeschäfte zu unterbinden, bei denen irgend etwas im ungewissen ist, so daß der eine Teil einem Verlust ausgesetzt wird, den er nicht zu übersehen vermag. Es soll nichts verkauft werden, ohne daß der Käufer Gelegenheit gehabt hat, den Gegenstand sorgfältig zu prüfen, ein Handel oder Tausch soll demnach niemals im Dunkeln abgeschlossen werden. Es soll ferner stets nur eine bestimmte Ware verkauft werden, ein bestimmtes Schaf etwa, nicht irgendein beliebiges, ebensowenig ein Fisch im Wasser, der also noch nicht gefangen ist, die Wolle auf dem Rücken des Schafes, bevor sie geschoren ist, die Früchte am Baum, wenn sie noch nicht reif, demnach noch von einer Krankheit befallen werden können, weil dadurch ein unsicheres Moment in den Pakt hineinkommt. Man soll einer Karawane nicht entgegengehen, um von ihr Waren zu kaufen, die noch nicht auf den Markt gebracht worden sind; es werde das eine Schädigung der Leute in der Stadt bedeuten, aber auch eine Schädigung der Karawane, da ihr der Marktpreis in der Stadt noch nicht bekannt ist, und sie die Waren daher vielleicht zunächst billiger abgibt. Alle diese und noch manche anderen Vorschriften stellen freilich, dem Charakter des islamischen Gesetzes entsprechend, nur ein Wirtschaftsideal auf, dem nachzustreben ist, das aber nur selten verwirklicht werden kann, und die große Zahl und die Kompliziertheit der Satzungen hat oft die Wirkung gehabt, daß das Entgegengesetzte von dem erreicht worden ist, was beabsichtigt war. Wenn jedoch der Europäer im allgemeinen geneigt ist, gerade die Ehrlichkeit bei allen Handelsgeschäften im Orient so gering wie nur irgend möglich einzuschätzen, so begeht er den Fehler, seine eigenen in der Tat fast immer recht schlechten Erfahrungen auf den Tauschverkehr innerhalb der orientalischen Gesellschaft zu übertragen. Dies ist

¹ El Bokhâri, *Le livre des ventes*. Übers. von Peltier, 1910.

sicher ohne weiteres nicht zulässig, da er als Eindringling und Feind angesehen wird, bei dem eine ganz andere Handelspraxis anzuwenden wie gegenüber den eigenen Volksgenossen für durchaus gerechtfertigt gelten könnte. Ob ein solcher Gegensatz von Binnenmoral und Außenmoral wirklich vorhanden ist, darüber ist aus der bisherigen Literatur so gut wie nichts zu erfahren, und es wird auch begreiflicherweise nicht eben leicht sein, Beobachtungen hierüber zu sammeln. Ein Mann, der reichlich Gelegenheit hatte, mit den algerischen Eingeborenen in nahen Kontakt zu kommen, will immerhin haben feststellen können, daß sie bei solchen Geschäften, die sie unter sich abmachen, ein ganz außerordentliches Maß von Ehrlichkeit zeigten und einander das größte Vertrauen entgegen brächten¹; ist doch auch überall auf den Märkten ein besonderer Aufseher vorhanden, der die Preise zu kontrollieren und für die Verwendung von richtigen Maßen und Gewichten zu sorgen hat. Bei den Kabylen kann jede Übertretung des Reglements sofort von ihm bestraft werden², und von einem Stamme wird ein Kanun erwähnt, auf Grund dessen jemand, der eine Ware schlecht gemacht hat, um sie billiger kaufen zu können, fünf Duros Strafe zu zahlen hat, falls sich herausstellt, daß sie die angegebenen Fehler nicht besaß³. Während der Türken-

¹ Hugonnet, *Souvenirs d'un chef de bureau arabe*. 1858, 66. Wetzstein, dessen mehr als sieben Jahrzehnte zurückliegender Darstellung die spätere Zeit kaum Ebenbürtiges hat an die Seite stellen können, teilt aus Damaskus mit, daß man sich dort bei allzugroßer Differenz zwischen Forderung und Angebot den Einkaufspreis der Ware nennen lasse; der Verkäufer betrachtet es dann als seine Pflicht, ihn anzugeben, obwohl er dann nur noch eine Erhöhung um einige Prozent verlangen könne. W. will die Erfahrung gemacht haben, daß das Vertrauen des Käufers zu der Ehrenhaftigkeit des Verkäufers in hundert Fällen nur zwei bis dreimal getäuscht werde (*Der Markt in Damaskus*. Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges., XI, 1857, 506).

² Hanoteau et Letourneux, a. a. O. [S. 4], II, 81.

³ Luc, *Le droit Kabyle*. Thèse Toulouse, 1911, 171.

zeit wurde falsches Geld in großen Mengen in Algerien hergestellt, und strenge Strafen wurden über die Fälscher verhängt; straffrei dagegen war, wer fremdes Geld nachmachte¹: auch dies weist auf die Existenz einer doppelten Moral hin.

Das Prinzip, Zufallsmomente auszuschalten, das sich auch im Verbot aller Glücksspiele kund gibt, ungerechtfertigte Bereicherungen zu erschweren, tritt mit besonderer Deutlichkeit in den Bestimmungen hervor, die den Gegenstand der islamischen Wuchergesetzgebung ausmachen². Der Wucherbegriff ist dabei ein anderer wie der uns geläufige, ist ein viel weiterer, und das Wucherverbot bezieht sich auf jeden Profit, der bei einer Abmachung zwischen zwei Parteien ohne Gegenleistung erzielt werden kann. Ursprünglich handelt es sich gar nicht um einen Kreditwucher, sondern um Sachwucher; es soll jeder Terminhandel, bei dem etwas eintreten kann, was die Kontrahenten nicht zu überblicken vermögen, möglichst verhindert werden, so daß Gewinne ohne Arbeitsleistung nicht zustande kommen und sich niemand auf Kosten eines andern bereichern kann. Das Wucherverbot bezieht sich auf ganz bestimmte Waren, in denen die Spekulation untersagt wird: es sind einerseits die allerwichtigsten Lebensmittel, Weizen, Gerste, Datteln, Salz, und andererseits Gold und Silber. Die Auswahl der Gegenstände ist freilich bei den einzelnen islamischen Rechtsschulen verschieden; die Malekiten rechnen getrocknete Früchte und Hülsenfrüchte hinzu, die Schafüiten legen unter Anwendung des Analogieschlusses die Vorschrift so aus, daß ein pars

¹ Eudel, *L'orfèvrerie algérienne et tunisienne*. 1902, 73.

² E. Cohn, *Der Wucher in Quorán, Chadith und Fiqh*. Berliner jurist. Beitr., II, 1903. Benali Fekar, *L'usure en droit musulman et ses conséquences pratiques*. Thèse Lyon, 1908. Arin, *Recherches historiques sur les opérations usuraires et aléatoires en droit musulman*. Thèse Paris, 1909. Juynboll, *Handbuch des islamischen Gesetzes*. 1910, 270 ff.

por toto gemeint sei und daß alle Lebensmittel und Wert- sachen darunter fallen. Die wichtigsten Nahrungsmittel umgibt ja überhaupt ein Schimmer des Heiligen, und wie von allem Heiligen nimmt man an, daß auch sie den Einflüssen übernatürlicher Kräfte gegenüber besonders empfindlich seien. Namentlich beim Umgang mit dem Brot werden Vorsichtsmaßregeln angewendet, um sich gegen sie zu schützen. Aus Marokko wird berichtet, daß man es dort aufs ängstlichste vermeidet, auf Brot zu treten und jeder, der Brot auf der Straße findet, soll es aufheben, küssen und essen oder nach Hause nehmen oder an einer andern Stelle niederlegen, wo niemand darauf treten kann; dann wird ihn das Brot „wiederküssen“, d. h. er wird viel Brot haben, während er daran Not leiden wird, wenn er es liegen läßt. Selbst dann, wenn man einem Hunde Brot gibt, soll man darauf achten, daß nichts verstreut wird und es daher auf eine Matte legen und auch nur in kleinen Stücken geben. Das Verkaufen von Brot gilt bei einigen Stämmen als große Sünde, und wer es tut, läuft Gefahr, von seinen Verwandten getötet zu werden¹.

Die Juristen haben nun eine Anzahl von Regeln aufgestellt, unter denen ein Austausch in den vorhin genannten Waren stattfinden darf. Gehören die Objekte zu zwei verschiedenen Klassen, so kann er sich völlig frei vollziehen, es darf etwa Getreide gegen Gold gegeben werden. Sind die Gegenstände dagegen von der gleichen Art und von gleicher Klasse, so darf ein Tauschgeschäft nur gemacht werden, wenn die Lieferung sofort erfolgt, und wenn quantitative und qualitative Gleichheit auf beiden Seiten gewährleistet ist, also bei Gold gegen Gold, bei Weizen gegen Weizen. Ein dritter Fall liegt vor, wenn die Gegenstände zwar der gleichen Klasse angehören, aber verschieden sind, Gold gegen Silber,

¹ Westermarck, Ceremonies and believes connected with agriculture, certain dates of the solar year, and the weather in Morocco. Oefversigt af Finska Vet.-Soc. Förh., LIV, 1911/12, Abt. B, 50f.

Weizen gegen Gerste; dann fallen quantitative und qualitative Gleichheit natürlich fort, aber der Tausch ist auch dann nur von Hand zu Hand erlaubt und nur, wenn eine Wertbestimmung vorausgegangen ist. Daraus ergeben sich drei Formen des Wuchers. Sind die Tauschobjekte von gleicher Art, so liegt ein unerlaubter Handel vor, wenn die Lieferung nicht sogleich erfolgt. Diesem Handwucher steht gegenüber der Zeitwucher, wenn bei dem Geschäft eine Abmachung über spätere Lieferung getroffen worden ist, und schließlich entsteht ein Wachstumswucher, wenn die Vorschrift der Gleichheit bei den Gegenständen nicht inne gehalten wird, für die sie verlangt wird. Kontrovers ist die Frage, wie weit die Lebensmittel als mit sich identisch zu betrachten, ob also etwa Getreide und Mehl als gleich anzusehen sind; für die Malekiten sind auch Weizen und Gerste gleich. Bei den Kabylen haben alle diese Vorschriften überhaupt keinerlei Geltung. In Zeiten der Not nimmt sich das Dorf das Recht, eine Anhäufung von Lebensmitteln zu verhindern und ein Maximum festzusetzen, das der einzelne kaufen darf; mit dieser Ausnahme ist aber der Handel auch in ihnen ganz unbeschränkt. Von diesem Sachwucher, bei dem eine Bereicherung dadurch möglich ist, daß das Hergegebene dem Wiedererhaltenen nicht äquivalent ist, ist zu unterscheiden der Zinswucher, der Kreditwucher, dessen Verhinderung sich das islamische Gesetz gleichfalls hat angelegen sein lassen. Da aber die strikte Innehaltung aller dieser Gebote sehr unwahrscheinlich erscheinen mußte, so haben schon die Rechtsgelehrten Methoden zu ihrer Umgehung angegeben und für statthaft erklärt. Der bekannteste und in allen mohammedanischen Ländern verbreitetste Kniff, der unter dem Namen *contractus mohatrae* im Mittelalter auch in Europa eindrang, von den Malekiten allerdings nicht zugelassen wird, besteht darin, daß z. B. 50 Dinare

¹ Hanoteau et Letorneux, a. a. O. [S. 4], II, 397.

gegen ein Objekt gegeben werden, das für 60 Dinare sofort an den Schuldner wieder verkauft wird, so daß auf diesem Wege ein Profit von 10 Dinaren erzielt wird, der die Zinsen ausmacht. Eine andere Form des Zinsnehmens besteht darin, daß man dem Borger einige wertlose Sachen leiht und sich für deren Gebrauch bezahlen läßt. Gerade auch in Algerien wird das Zinsverbot überall umgangen und muß umgangen werden, wenn man auch bei allen Transaktionen das Wort „Riba“ (Wucher) aufs ängstlichste zu vermeiden sucht. Denn an Gelegenheiten zum Leihen fehlt es nicht, die Bezahlung der Steuern, die Beschaffung von Getreide für die Aussaat oder für den Konsum im Winter, wenn die Vorräte aufgebraucht sind, in besonders gesteigertem Maße natürlich dann, wenn ein Jahr der Dürre eingetreten war, Hochzeitsfeierlichkeiten und andere Feste bieten Anlässe genug, und eine Ende des 19. Jahrhunderts von der algerischen Regierung veranstaltete Enquete ergab ein überaus trauriges Bild. Es zeigte sich, mit welcher Leichtfertigkeit alle Eingeborenen sich Getreide oder Geld, natürlich nur zu Konsumtionszwecken leihen, wie wenig sie andererseits darauf bedacht sind, das Geliehene zurückzugeben, immer hoffend, daß etwas Unvorhergesehenes geschehen werde, das sie von ihren Verpflichtungen entbinde, und wie sie so ganz in die Hände derer geraten, die sich ihnen als Gläubiger anbieten. Durch das Zinsverbot ist das Verleihgeschäft namentlich in die Hände der Juden gelangt, neben denen sich noch die Mozabiten und Kabylen betätigen. Sie beuten die Unüberlegtheit der Eingeborenen nach jeder Richtung hin aus und lassen sich Zinsen von oft vielen hundert Prozent bezahlen, aber die Eingeborenen ziehen sie den von den Franzosen eingerichteten Kreditinstituten immer vor, weil sie bei diesen auf keinerlei Aufschub rechnen können. Man leiht auch Geld oder Getreide in der Form, daß man dafür eine bestimmte Menge von der kommenden Ernte verspricht,

diese wird aber dann stets sehr viel höher angesetzt als der Wert der ausgeliehenen Summe. Einen ungewöhnlich hohen Grad hat in allen Teilen des Landes die Verpfändung von Grund und Boden erreicht, in einigen Cantons bis zur Hälfte und zwei Drittel der Fläche. Die französischen gesetzlichen Maßnahmen haben die Zustände nur verschlimmert. Die Verpfändung geschah allgemein in der Form der *Rahnia*, die der Antichrese entspricht und bei der der Gläubiger das Grundstück, für das er eine Geldsumme hergeliehen hat, nach seinem Ermessen verwerten kann; da stets ein sehr beträchtliches Mißverhältnis zwischen der hergegebenen Summe und dem Bodenwert besteht, so ist dem gröbsten Wucher die Tür geöffnet. Bei der *Rahnia* kann aber der Schuldner wenigstens jederzeit sein Land wieder erhalten, wenn er gezahlt hat, nach der französischen Regelung behält er dagegen dieses Recht nur für die Dauer von fünf Jahren. Der Eingeborene kennt meist den Unterschied nicht, und die Kunst des Wucherers besteht darin, ihn über diesen Termin hinwegzubringen¹.

Selbstverständlich ist der Islam auch dem Reichtum und Luxus wenig hold, wie ja schon in der Wuchergesetzgebung eine Tendenz zur Beschränkung des Besitzes hervortritt. Er fordert keineswegs Bedürfnislosigkeit, Unterdrückung der Lebensfreude und Asketentum liegen ihm fern, es soll vielmehr ein jeder, der nicht den Drang in sich spürt, allem Weltlichen zu entsagen, danach streben, einen gewissen Wohlstand zu erwerben, wenn er nur für sich damit die Pflicht verbindet, den Armen abzugeben. Der Gläubige soll sich auch stets der Versuchungen bewußt sein, die jede Art des Besitzes über das Lebensnotwendige hinaus mit sich bringt. Findet jemand, so sagt einmal Ghazali, auf der Straße 100 Dinare, so entstehen in ihm sogleich zehn

¹ Pouyanne, La question agraire en Algérie. Questions dipl. et col., XII, 1901, 647.

Wünsche, von denen ein jeder 100 Dinare zu seiner Befriedigung erfordert, so daß er also dann 900 Dinare nötig hat¹. Der Handel mit Edelmetall ist strenger Regelung unterworfen, es ist aber auch untersagt, aus Gold oder Silber hergestellten Hausrat zu verwenden, und Schmuck aus diesen Metallen zu tragen, ist auch nur den Frauen gestattet. Die Herstellung von solchen Schmucksachen ist daher das fast ausschließliche Monopol der Juden geworden, während dieses Gewerbe in der Kabylei auf eine Anzahl von Familien der Beni-Yenni beschränkt war, die aber nur Silber verarbeiteten². Gold- und Silberwaren sind aber für den Orientalen von spezieller Bedeutung, weil sie ihm beinahe die einzige Möglichkeit bieten, erworbenes Kapital in Sicherheit zu bringen; der an sich unerlaubte Handel mit ihnen hat sich daher auch nicht unterbinden lassen, aber in Algerien mußte in solchem Falle ein öffentlicher Ausschreier zwei Bürgen stellen und durfte die Gegenstände nur in Gegenwart eines Aufsehers vom Auftraggeber übernehmen³; dies hatte die gar nicht erwünschte Folge, daß der Staat von dem Kauf erfahren und eine Besteuerung vornehmen konnte. Ein wenig Schmuck kauft zwar auch der ärmste Kabyle für seine Frau, die Masse des Volkes ist jedoch viel zu mittellos, um dem Drange nach einem gewissen Luxus nachgeben zu können, wie er allen Orientalen eigen zu sein scheint; und ist er nur durch zusätzliche Arbeit zu erreichen, so verzichtet man lieber. Das Luxusbedürfnis ist freilich anders orientiert wie beim Europäer. Es ist auf die Gegenstände gerichtet, die in direkter Beziehung zum Individuum stehen, auf die Waffen, das Sattelzeug der Pferde,

¹ Macdonald, *Religious Attitude and Life in Islam*. 1909, 283.

² van Gennep, *Etudes d'ethnographie algérienne*. *Rev. d'ethnogr. et de sociol.*, II, 1911, 270.

³ Schurtz, *Das Bazarwesen als Wirtschaftsform*. *Zeitschr. f. Socialwiss.*, IV, 1901, 158.

die Tabakspfeife und andere kleine Utensilien, vor allem auf die Kleidung, und die Herstellung gerade dieser Gegenstände hat daher auch von jeher eine hohe künstlerische Stufe erreicht. Viel weniger Bedeutung wird der Nahrung und der Wohnung beigemessen; für den sogenannten Komfort, für die Anhäufung einer Fülle von Kleinkram in der Behausung hat man im Orient nur wenig Sinn, und man ist zufrieden, wenn man ein paar schöne Teppiche besitzt, und wie der Reiche mit ihnen Wände und Fußböden belegt, so stattet der Arme seine Hütte wenigstens mit einigen Matten aus.

Die populäre Meinung findet die Erklärung für den geringen wirtschaftlichen Erfolg des Orients, für die dem Europäer ebenso unbegreifliche wie unerträgliche Lässigkeit in dem Fatalismus, den der Islam predige und der jede Tatkraft lähme und ersticke. Abgesehen davon, daß jedoch eigentlich alle Religionen eine Vorsehung setzen, die die Geschicke der Menschen lenkt, und ein gewisses Maß fatalistischer Lebenseinstellung fordern, kommt dem Fatalismus in der Lehre des Islam jene beherrschende Bedeutung gar nicht zu. Es gibt allerdings kaum eine Religion, die wie er eine so völlige Unterwerfung des Menschen unter den Willen der Gottheit heischt. „An jedes Menschen Hals ist sein Schicksal befestigt“, alles ist von Ewigkeit an von Gott vorherbestimmt, aus dem Körper Adams hat er sogleich nach dessen Erschaffung die ganze Nachkommenschaft in Gestalt von Ameisenschwärmen sich ergießen lassen und Selige und Verdammte schon damals getrennt¹; sein Ratschluß bleibt dem Menschen völlig unerforschbar. Daneben aber besteht nach der orthodoxen Auffassung eine moralische Verantwortlichkeit des Menschen, er behält seinen freien Willen, ja, ihn zu leugnen gilt geradezu als Ketzerei², wenn auch

¹ Goldziher, Vorlesungen über den Islam. 1910, 96.

² Horten, Die religiöse Gedankenwelt der Gebildeten im heutigen Islam. 1916, 122.

eine einheitliche Lehrmeinung nicht vorhanden ist¹. Der Mensch hat für seine Handlungen einzustehen und beim jüngsten Gericht Rechenschaft abzulegen. Zwei schreibende Engel stehen dauernd bei ihm, um ihn zu beobachten, und schreiben seine Worte und Handlungen genau auf, um sie dann Gott Montags und Donnerstags vorzulegen, der dann Gutes und Böses sondert². Der Mensch muß also darauf bedacht sein, möglichst viele gute Werke auf Erden zu verrichten, und er soll nicht etwa im Vertrauen auf Gottes Weisheit und Güte das Notwendige zu tun unterlassen. Aber selbst wenn wir einen beträchtlichen Grad fatalistischer Lebensanschauung zugeben, so folgt daraus ja keineswegs ein quietistisches Verhalten. Sie braucht nicht zum Verlust von Energie und Initiative zu führen, sie kann ebensogut zu den größten Leistungen anspornen, wie ja auch der Islam während seiner großen Zeit ein ungewöhnliches Maß von äußerer Aktivität auf allen Gebieten entfaltet hat. Auch Goethe hat bei seiner Würdigung des Islam gerade die wohltätige Wirkung der Prädestination betont, die ihre Anhänger „für ihr ganzes Leben ausrüste, sie beruhige, so daß sie kaum eines andern bedürfen“³. Wenn sich überall im Orient dem Europäer der Eindruck aufdrängt, daß Schlahffheit, müde Resignation, ein ungehemmtes Gehenlassen der Dinge sich geltend machen, so wird man zunächst die noch ungebrochene Macht des Religiösen weit eher dafür verantwortlich machen müssen, als speziell die Religion des Propheten. Wir werden jedoch in der Hauptsache die Ursachen in der historischen Entwicklung zu suchen haben,

¹ Salisbury, Muhammedanian Predestination and Free Will, Journ. Amer. Oriental Soc., VIII, 1866, 104. Vlieger, Kitáb al Quadr. Die Doktrin der Vorherbestimmung in der moslimischen Theologie. 1902.

² Horten, Die religiöse Gedankenwelt des Volkes im heutigen Islam. 1917, 64 ff.

³ Gespräche mit Eckermann, 11. April 1827.

in der jahrhundertelangen Bedrückung und Aussaugung durch einen korrupten Absolutismus und eine nicht minder korrupte Oberschicht. Vor allem war in Algerien die Regierung der Türken, die man hereingezogen hatte, eine reine Willkürherrschaft, war doch auch die Piraterie eine ihrer Haupteinnahmequellen. Die Bevölkerung zerfiel in „Fresser“ und „Gefressene“, und gerade die Armen hatten besonders schwere Lasten zu tragen. Alles, was unternommen wurde, kam nur den Herren zugute, für die Bevölkerung geschah gar nichts. In einem Lande, in dem der Arbeitserfolg wenig gewiß, durch mangelnde Niederschläge, Frühfröste, Heuschreckenschwärme immer wieder in Frage gestellt war, mußten schon die ständige Angst vor Raubzügen der Garnisonen, vor dem Steuereintreiber, vor der Regierung zu leistenden Frondiensten, das Gefühl völliger Rechtlosigkeit zu einer Erschlaffung der Willenskräfte führen und die Bewohner der Hoffnungslosigkeit in die Arme treiben; die Steuern bedeuteten nicht eine prozentuale Abgabe vom Ertrage der Arbeit, sondern ein Wegreißen alles dessen, was über ein bescheidenes Existenzminimum hinausging. Dazu kamen die nur selten auf längere Zeit unterbrochenen Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen, der Gegensatz zwischen den Seßhaften und den Nomaden, die die allgemeine Unsicherheit steigerten und die für eine geregelte und stetige Wirtschaftsentfaltung notwendige Ruhe nicht aufkommen ließen. Alles dies mußte hemmend und lähmend auf jede produktive Tätigkeit einwirken und jeden Drang zu Verbesserungen und Steigerungen ersticken; es fehlte der Glaube an eine Wandelbarkeit des ökonomischen Schicksals, und so arbeitete jeder nur so viel, wie er zum Leben unbedingt nötig zu haben glaubte. Wo, wie bei den Kabylen, das Ergebnis der Arbeit dem einzelnen viel mehr gesichert war und zugute kam, dort konnte schon aus diesem Grunde eine andersgeartete Wirtschaftsgesinnung sich einstellen.

Irgendwelche Sicherheit von Leben und Eigentum ist auch heute in den meisten Teilen Algeriens nicht vorhanden. Überall, wohin die von Jules Ferry geführte Senatskommission gelangte, mußte sie immer wieder und wieder Klagen über die Unsicherheit und das völlige Unvermögen der Polizei, ihr zu steuern, sowohl von den Eingeborenen wie von den Kolonisten anhören¹. Diebstähle werden als etwas ganz Selbstverständliches hingenommen, und namentlich Felddiebstähle und das Wegtreiben von Vieh sind ständig an der Tages- und noch mehr an der Nachtordnung; man hat eigene Experten für das Aufsuchen von Tierfährten, die Pferde und Kameele noch auf Entfernungen von 500 km verfolgt haben sollen². Es bestehen auch längs der Straßen umzäunte Plätze, wo die Reisenden mit ihrem Vieh gegen ein geringes Entgelt für die Bewachung die Nacht in Sicherheit zubringen können³. Auf den Märkten spielt sich nicht selten eine der Komik nicht entbehrende Szene ab, die unter dem Namen Nefra bekannt ist und die Beraubung der Händler zum Ziel hat⁴. Irgend jemand läßt plötzlich eine Springmaus in Freiheit: sie wird dann verfolgt, und indem alles, was sich auf dem Wege findet, um- und durcheinander geworfen wird, gerät der ganze Markt in Aufregung. Es kommt zu Schlägereien und Stechereien, das Vieh zerstreut sich, und wenn die Ruhe wieder eingetreten ist, so ist es verschwunden; der Moment der allgemeinen Verwirrung war benutzt worden, um es zu rauben. Es gibt dabei stets Verwundete und Tote, und daher ist es jetzt an manchen Orten verboten, mit irgendwelchen Messern auf dem Markt zu erscheinen.

Die Herrschaft der Willkür in der Verwaltung und die

¹ Pensa, L'Algérie. 1894, v. I.

² Martin, Précis de sociologie nordafricaine. II, 1920, 106f.

³ Ebenda, 83.

⁴ Lavion, a. a. O. [S. 28], 163f.

Rechtsunsicherheit haben die wichtige Folge, daß der Spartrieb, der gerade in einem Lande mit scharfem Wechsel guter und schlechter Wirtschaftsjahre eine besondere Wichtigkeit hätte, sich nur gering entfalten kann und daß man seit Alters her sein Hab und Gut durch Verstecken zu schützen sucht. Das Getreide wird in Speichergruben, den Silos, aufbewahrt, die tief in die Erde hineingegraben sind, sich trichterförmig nach unten erweitern und oben mit Erde zugedeckt werden; ihre Lage auf dem Felde ist meist nur dem Familienvater und vielleicht noch den Söhnen bekannt. In ihnen soll sich das Getreide angeblich zehn Jahre lang in genießbarem Zustande halten, und hier werden auch ganz allgemein Geld und Kleinodien aufbewahrt, wenn man nicht im Hause selbst einen Versteck hat. Die Kabylen besitzen einen solchen in der Baerka, einer sich nach innen erweiternden Grube hinter der Krugbank, die mit einem Krüge verstellt ist, so daß sie nicht leicht sofort entdeckt werden kann; im Notfalle muß sie auch zur Aufnahme von Leuten dienen, die wegen Blutrache verfolgt werden. Daneben besteht vielfach noch ein geräumigerer Kellerraum unter der Wohnung, der durch Säulen gestützt wird und in dem eine größere Zahl von Menschen und auch Vieh verborgen gehalten werden können¹. Neben dieser im ganzen Orient sich findenden Form der Thesaurierung des Besitzes trifft man auch die zweite überall: man legt sein Geld in Schmucksachen aus Edelmetallen an und behängt die Frauen mit allem möglichen Geschmeide und Goldstücken. Auf diese Weise ist es dem Griff des Fiskus entrückt und auch leicht und gefahrlos mitzunehmen. „Bedingung alles Reichtums ist, daß man ihn flüchten könne“, diese Moltkesche Bemerkung² trifft ja für alle orientalischen Länder zu. Die Thesaurierung bewirkt, daß zahlreiche Vermögen spurlos

¹ Frobenius, Die Volksmärchen der Kabylen. 1921, I, 21 ff.

² Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei. 1841, 49.

verschwinden, da nach dem Tode des Besitzers der Versteck den Angehörigen oft nicht bekannt ist, führt aber namentlich dazu, daß ein Einkommen aus Geldbesitz fast gar nicht vorkommt, daß der Reichtum wie auch der kleine Besitz völlig unproduktiv daliegen. In dieser jahrhundertelangen Gewöhnung liegt einer der Gründe für die Schwierigkeiten vor, dem Orientalen kapitalistische Methoden beizubringen und seine Kapitalien mobil zu machen, wie denn überhaupt Reichtum und großer Wohlstand im Orient nur selten aus wirtschaftlicher Tätigkeit stammen.

Die allgemeine Unsicherheit und die mangelhafte Justiz haben auch noch zur Entstehung einer sehr eigenartigen und in ganz Nordafrika verbreiteten Institution geführt, der Bechara, die als eine Art Organisation des Diebstahls anzusehen ist. Sie betrifft beinahe ausschließlich den Diebstahl an Vieh und ist ursprünglich eine berberische Einrichtung¹. Als Bechar wird derjenige bezeichnet, der um einen Diebstahl weiß und den Täter kennt. Er teilt dies dem Bestohlenen mit, dieser wendet sich dann direkt an den Dieb und beruft sich auf die Angabe des Bechars, dessen Name jedoch nicht genannt wird; nunmehr wird ein Schiedsrichter gewählt, der dem Diebe garantiert, daß ihm nichts geschehen werde; manchmal schaltet sich auch eine Mittelsperson, der Rfed, ein, die diese Garantie übernimmt, sich eine Summe auszahlen läßt, die dem Diebe eingehändigt wird, wofür dann das Vieh herausgegeben wird. Oder der Bechar geht zu dem Bestohlenen hin und spielt den Vermittler zwischen ihm und dem Diebe: er läßt sich von jenem bezahlen und sorgt dann dafür, daß das Gestohlene zurückgegeben wird. Als Bechars fungieren meist die Marabuts, die auch die einzigen sind, die derartige Geschäfte zwischen einander feindlichen Stämmen zu erledigen im-

¹ Michaux-Bellaire et Salmon, El Qçar el Kebir, une ville de province au Maroc septentrional. Arch. Maroc., II, 1904, 123 f.



stande sind. Diese Bechara funktioniert ganz ausgezeichnet. Der Bestohlene erhält seinen Besitz immer zurück, die Übergabe erfolgt meist nachts und ohne daß man jemanden bemerkt, so daß der eigentliche Täter oft unbekannt bleiben und keiner Bestrafung zugeführt werden kann. Man hat sich überall vollständig an diese Methode gewöhnt, und, einen gelegentlichen Diebstahl für etwas Selbstverständliches haltend, findet man, daß seine Unannehmlichkeiten auf diesem Wege sehr gemildert werden: „der Bestohlene werde ja nur halb geschädigt“, so äußerte man sich einmal in Marokko¹. Auch der in Algerien ansässige Franzose findet es vielfach bequemer und wirksamer, sich eines Bechars zu bedienen, die kleine Summe herzugeben und dafür sicher zu sein, das Gestohlene sehr bald wieder zu erhalten, anstatt die Justizbehörde anzurufen, der die Herbeischaffung natürlich weit schwerer fällt². Während Bechar wie Rfed im Prinzip gar keine Entschädigung erhalten, hat der Brauch natürlich schon jene Wandlung durchgemacht, zu der er nur allzu leicht verführt: vom Bechar zum Hehler ist nur ein kleiner Schritt, und der Weg zum Diebe ist dann auch nicht weit. So wird von den Fahcyas in Marokko berichtet, daß bei ihnen die Bechars keine Vermittler, sondern einfache Hehler sind, an die man sich wenden muß und die gegen eine Gebühr das Diebsgut wieder herbeischaffen; sie finden sich an allen Markttagen in Tanger ein, wo sie an dem einen Stadttor ihr Klientel erwarten, die Diebe sowohl wie die Bestohlenen³.

Ein Leben, das mit dem Religiösen Ernst macht, verträgt sich nicht mit raschen Veränderungen seines äußeren Stils. So erscheint denn der Orientale dem Europäer, der nur den sich ständig

¹ Mouliéras, a. a. O. [S. 28], II, 364.

² Douité, Notes sur l'islam Maghribin. Les marabouts. Rev. de l'Hist. des Relig., XLI, 1900, 324. Pensa, a. a. O. [S. 41], 1894, 213.

³ Salmon, Une tribu marocaine. Les Fahcyas. Arch. Maroc., I, 201.

Wandelnden als sich verwandt fühlt, wegen seines Festhaltens am Hergebrachten, seinem Widerstand gegen alle Neuerungen als ein ihm fremdes und als ein untergeordnetes Wesen. Er vergißt dabei, daß auch das Tempo seiner eigenen Entwicklung erst in den letzten zwei- bis dreihundert Jahren einen stürmischen Lauf angenommen hat, daß auch er erst die Fesseln der alten Autoritäten lockern und abstreifen mußte, ehe jener Glaube bei ihm Allgemeingut werden konnte, der sich schließlich an die Stelle der Religion setzte und ihn zu einem eigenen Typus innerhalb der Menschheit machte: der Glaube an den Fortschritt. Einzelnen europäischen Denkern ist zwar der Fortschrittsgedanke von jeher vertraut gewesen, aber erst im 17. Jahrhundert ist er tiefer vorgedrungen, um dann für das folgende zur Zentralidee zu werden: in ihm begnügt man sich nicht mehr mit der Konstatierung eines stetigen Fortschreitens, sondern man beginnt auch nach den Mitteln zu dessen Realisierung zu suchen, und das 19. Jahrhundert hat diese Erbschaft übernommen. Erst dieses neue Lebensgefühl hat den Europäer zu seinen großen Leistungen befähigt, auf die sich sein Stolz gründet und denen gegenüber Gleichgültigkeit zu bekunden, er als ein Zeichen der Inferiorität brandmarkt. Dem ruhelos Drängenden muß der Orient innerhalb einer kurzen Zeitspanne als unbewegt und unbeweglich erscheinen; alles was sich unter europäischem Einfluß oder Druck vollzogen hat, ist natürlich auszuschalten und hat nichts zu besagen. Hier fehlt ein gemeinsamer, auf Veränderung abzielender Wille. Allem Neuen, allen Änderungen begegnet man von vornherein mit Mißtrauen, und so mußte schon aus diesem Grunde eine Kolonialpolitik, wie sie die Franzosen in Nordafrika getrieben haben, die nicht wußte, was sie mit dem Lande eigentlich machen wollte und daher mit den Grundsätzen der Verwaltung fortdauernd schwankte, unheilvoll wirken und ihren Erfolg in Frage stellen. In besonderem Maße

wird sich das Fehlen eines Änderungsdranges auf jenem Gebiet geltend machen, auf dem er in Europa sein Haupttätigkeitsfeld findet, im Wirtschaftsleben. Man legt ja einmal diesem Teile des Lebens gar nicht jene dem Europäer selbstverständliche Bedeutung bei, vor allem aber liegt ein Hemmnis darin, daß jede Operation, jeder verwendete Gegenstand eine magische Bedeutung besitzt. Alles, was z. B. mit der Feldarbeit der Kabylen in Zusammenhang steht, trägt heiligen Charakter. Ihr Beginn ist allgemeiner Festtag. Die Herstellung eines Pfluges gilt als ein frommes Werk, und diejenigen, die ihn anfertigen, nehmen dafür keinerlei Bezahlung an. Während der Zeit der Bestellung wandern Leute von Feld zu Feld und erkundigen sich, ob nicht etwas zu reparieren sei: sie fühlen sich durch die ihnen gewährte Achtung ihrer Volksgenossen genügend entlohnt. Der Diebstahl eines Pfluges gilt als ein Frevel, der ihren Täter auf immer ächtet und nach dem Glauben des Volkes dem Hungertode entgegenführt¹. Ebenso haftet jeder Tätigkeit und jedem Gerät, die sich auf die Gewinnung oder Verarbeitung der Wolle beziehen, die durchaus als Frucht des Bodens betrachtet wird, ein mystisches Element an². Dies ist einer der Hauptgründe dafür, daß die Versuche, europäische Arbeitsmethoden einzuführen, meist gescheitert sind; man kauft wohl europäische Erzeugnisse, weil sie von der mühseligen Eigenherstellung befreien, aber man ist nicht geneigt, irgendwelche Abänderungen innerhalb des eigenen Produktionsprozesses vorzunehmen. Man lebt und arbeitet weiter so, wie es die Väter und Vorväter getan haben und ist auch solchen Veränderungen durchaus abhold, deren Nutzen ziemlich offenbar scheint; irgend etwas zu schaffen, dessen Wert erst in ferner Zeit zutage treten kann, dafür hat man ebensowenig Sinn wie

¹ Hanoteau et Letourneux, a. a. O. [S. 4], I, 408.

² Henri Basset, Les rites du travail de laine à Rabat. Hespéris, Arch. berbères et Bull. de l'Inst. des Hautes-Etudes marocaines, II, 1922, 139 ff.

für die dauernde Instandhaltung des Bestehenden. Wie der primitive Mensch allem Fremden mit Mißtrauen entgegentritt, weil es ihn aus dem Gewohnten herausreißt, weil er in ihm Kräfte vermutet, deren er sich nicht zu erwehren vermag, so befürchtet man auch hier, daß man sich in die Hände von Gewalten begeben könne, über die man vielleicht nicht Herr werde. Welche Mühen haben sich die Franzosen gegeben, um den Stand der Technik in Algerien zu heben, und wie gering sind bisher die Erfolge! Man hat den algerischen Bauern mit dem tiefgehenden französischen Pfluge bekannt gemacht, er findet noch heute nur ganz spärliche Anwendung; man hatte in der Kabylei eine Handwerkerschule gegründet, die die jungen Männer im Schmieden, Schreiner, Herstellen von Waffen usw. unterweisen sollte, sie wurde verbrannt¹. In Constantine stellte die Regierung den dortigen Gerbern 100 000 Fr. zur Beschaffung von Maschinen zur Verfügung, sie erbot sich ferner, Leute zu stellen, die die Anlernung übernehmen konnten und Tannin zum Selbstkostenpreise zu liefern: es wollte sich nicht einer darauf einlassen². Bei den Flittas ließ ein hoher Offizier für einige Scheichs kleine Häuser mit Ställen errichten, in der Hoffnung, daß die andern sie dann nachmachen würden; jene bauten aber dicht daneben ihre Zelte auf und ließen die Häuser unberührt³. Und nicht einmal imponieren läßt man sich durch die europäische Technik. Als ein französischer Offizier einem marokkanischen Heerführer einen Morsetelegraphen zeigte und einen großen Eindruck damit zu machen glaubte, erwiderte dieser ruhig: „Ich habe im Hofe meines Palastes 300 Reiter, die die Wüste durchjagen, wenn ich ein Zeichen gebe“⁴.

¹ Villacrose, Vingt ans en Algérie. 1874, 173.

² Joly, La tannerie indigène à Constantine. Rev. Monde Musulm. VII, 1909, 215.

³ Villacrose, s. o. 172.

⁴ Yriarte, La société espagnole. 1861, 250.

So stehen die technischen Kenntnisse und die gesamte Ausstattung mit technischen Hilfsmitteln noch auf ziemlich genau demselben Punkte wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Der Pflug, den man verwendet, ist so primitiv wie nur möglich und von dem im Altertum gebräuchlichen nicht verschieden: er besteht aus zwei starken Holzzweigen, dessen senkrecht aufgestellten der Bauer in der Hand hält, während der wagerechte eine eiserne Unterfläche als Schar trägt. Mit einem derartigen Instrument, das von Pferden, Maultieren oder Rindern, oft auch von Menschen gezogen wird, kann der Boden nur oberflächlich gekratzt werden, eine gründliche Durcharbeitung ist nicht möglich¹. Im Aurès besitzt der Pflug statt der eisernen Spitze sogar nur ein Holz², aber man darf nicht übersehen, daß in den meisten Gebieten, abgesehen von den schutterfüllten Ebenen, die Bodenkrume so dünn ist, daß tiefergehende Pflüge gar nicht zur Verwendung kommen können, weil sie sofort auf den Fels treffen würden. Ein gelegentliches Eggen mit Hilfe eines über den Boden weggezogenen Baumstumpfes findet statt, aber das ist auch das äußerste, was geschieht; meist glaubt der algerische Bauer mit dem einmaligen Pflügen die ihm gestellte Aufgabe bereits erfüllt zu haben und überläßt das weitere dem Himmel. Etwas intensiver gestaltet sich die Bewirtschaftung bei den Kabylen, wo die hohe Volksdichte bei der eng umgrenzten Ausdehnung des kulturfähigen Landes dazu zwingt, so daß sie auch zu sagen pflegen, die Naturprodukte seien wie die Kinder: die Schwierigkeit bestehe nicht darin, sie in die Welt zu setzen, sondern sie aufzuziehen, bis sie groß sind³.

¹ Hamy, *Laboureurs et pasteurs berbères*. C.-R. Assoc. franç. pour l'avanc. des sc., XXIX, Teil 1, 1900, 55 ff.

² Die Ackergeräte im Aurès findet man ausführlich beschrieben bei Stuhlmann, *Kulturgeschichtlicher Ausflug in den Aurès*. Abh. Hamburger Kol. Inst., X, 1912, 66 ff.

³ Hanoteau et Letourneux, a. a. O. [S. 4], I, 419.

Bei ihnen wird das Pflügen mehrmals wiederholt und hinter dem Pfluge gehen stets zwei Männer, die mit einer Hacke die von ihm unberührt gebliebenen Erdschollen zerkleinern und die Steine entfernen; dort wo das Gehänge allzu steil ist, oder wo der Boden besonders dünn, wo Gestrüpp ihn überzieht, wird überhaupt nur mit einer solchen Hacke gearbeitet. Man gibt sich ferner besonders viele Mühe mit dem Jäten, das man für sehr wichtig zur Erzielung einer guten Ernte hält, läßt auch in den Kulturen einen Wechsel eintreten, auf Gerste Linsen oder Erbsen folgen, und wenn der Boden ermüdet ist, einige Jahre hindurch die Gerste ausfallen¹. Die Bedeutung einer Düngung ist auch anderwärts bekannt, aber nur bei ihnen findet ein systematisches Sammeln des Düngers statt, das bei dem meist geringen Tierbestand freilich nur ein geringes Ergebnis liefern kann. Die Ernte geschieht allerorten in Algerien mit der Sichel, die man auch zum Scheren der Schafe benutzt, die Körner läßt man durch die Füße von Tieren austreten, oder man bedient sich des Dreschschlittens, auch eines uralten, unverändert gebliebenen Gerätes, dessen Verbreitung im Mittelmeergebiet mit der phönizischen Kolonisation Übereinstimmung zeigt und dessen Einführung also wohl den Phöniziern zu danken sein wird²; beide Methoden führen zu einem beträchtlichen Verluste von Korn. Bei einem solchen Stande der Technik können die geringen Erträge, die man erhält, nicht verwundern, und selbst bei den Kabylen wird in guten Jahren nur das Fünffache des Weizens und der Linsen, das Achtfache der Gerste und der Erbsen eingebracht. Man darf aber nicht, wie es begreiflicherweise häufig geschieht, ohne weiteres die weit höheren Ernten der europäischen Kolonisten zum Vergleich heranziehen, denn diese haben das beste Land

¹ Vollenhoven, *Essai sur le fellah algérien*. Thèse Paris, 1903, 176. Hanoteau et Letourneux, a. a. O. [S. 4], I, 411 ff.

² Stuhlmann, a. a. O. [S. 48], 72.

in Händen, und die Eingebornen sind allmählich, am meisten in Oran, am wenigsten in Constantine, in die Gebirge und Steppen hineingedrängt worden. Eine Folge der doch im ganzen sehr mangelhaften Bodenkultur sind auch die großen Schwankungen, die die Ernten je nach dem Regenfall von Jahr zu Jahr zeigen, so daß nur sehr gute und sehr schlechte Ernten einander gegenüberstehen und der Begriff der guten Mittelernte eigentlich fehlt.

Die geringe Technik und mangelnde Sorgfalt, die man dem Feldbau nicht nur auf den Hochplateaus, sondern auch in den küstennahen, begünstigteren Gebieten widmet, ist auch bei der Tierhaltung und Tierzucht zu erkennen. Nahrungsüberfluß in dem einen Teil des Jahres und Mangel in dem anderen stehen sich auch hier gegenüber, und nur ganz ausnahmsweise wird eine Reserve an Futtermitteln angelegt. Für die Wartung geschieht so gut wie nichts, gelegentlich stellt man ein Gehege her, um das Vieh besser überwachen zu können, und mit mehr Aufmerksamkeit werden nur die Reitpferde behandelt, denen man etwas Gerste zukommen läßt und die man auch gegen die Kälte durch Decken zu schützen sucht¹. Die Zeiten der Dürre sind natürlich für die Tiere besonders gefährlich; sie gehen dann in Massen zugrunde, und so wird z. B. aus Tiaret-Aflou berichtet, daß von über 200 000 Schafen, die man Ende der 80er Jahre dort zählte, einige Jahre später nur noch wenig mehr als die Hälfte vorhanden war²; die übrigen waren wegen Nahrungs- und Wassermangel zugrunde gegangen. Jedoch auch ein strenger Winter schädigt die Tiere nicht weniger; von Ställen gar nicht zu reden, fehlt es an allen Maßnahmen, die ihnen einen Schutz gewähren könnten, und so werden nicht selten ganze Herden im Laufe weniger Tage vernichtet. Von einer eigentlichen Zucht

¹ Mercier, a. a. O. [S. 15], 163.

² Fabre, Monographie de la commune indigène de Tiaret-Aflou. Bull. trimestr. Soc. Géogr. et d'Archéol. d'Oran, XXII, 1902, 265.

der Tiere versteht man gleichfalls nicht viel, man gibt sich gar keine Mühe, die besten Tiere für die Zucht auszuwählen, man schlachtet und verkauft sie vielmehr ganz wahllos.

Starres Festhalten an den überkommenen Methoden und gering entwickelte Technik zeigt auch die Weiterverarbeitung. Man verwendet nur die einfachsten Hilfsmittel, oft solche, die schon eine jahrtausendelange Probe bestanden haben. Das Mahlen des Getreides geschieht mit Mahlsteinen, zur Herstellung des Öls bedient man sich solcher Ölpresen, wie sie bei den Römern üblich waren, die Webstühle zeigen ebenfalls einen Typus, an dem die Zeit vorübergegangen ist, und selbst in der Verzierung und Ornamentik der Geräte und Webwaren behält man die alten Muster ständig bei. Wir besitzen allerdings nur recht wenige auf eingehenderer Untersuchung aufgebaute Studien auf diesem Gebiete, und das ist um so bedauerlicher, als die billigen europäischen Industriewaren ziemlich rasch Eingang finden und in den Städten das eingeborene Gewerbe bereits sehr stark verdrängt haben.

Weil der Orientale nicht jenes ruhelose Verfolgen wirtschaftlicher Ziele kennt, nicht jene Aktivität entfaltet, die der Europäer als selbstverständlich betrachtet, und nur zu einer mangelhaften Ausnutzung seiner Hilfsquellen gelangt ist, so nennt er ihn einen Trägen, der nur bei drängender Notwendigkeit sich aufrafft, und spricht ihm die Fähigkeit zu größeren Anstrengungen ab. Ein solcher Schluß würde aber nur dann Berechtigung haben, wenn beide der Wirtschaft die gleiche Wichtigkeit beimäßen, die materielle Seite des Daseins liegt jedoch für sie nicht in der gleichen Schicht der Wertrangordnung. Dem Europäer sind die Nützlichkeitswerte ständig bedeutungsvoller geworden und mehr und mehr in das Zentrum des Lebens gerückt: dem Orientalen sind sie noch peripher, und bei einem Leben, wie dem seinen, für das der Mensch in der Mitte steht, kann die Wirtschaft

nicht erwarten, daß man ihr die Höchstleistungen, deren man fähig ist, zukommen läßt. Die orientalische Wirtschaft ist von einer ganz anderen Struktur wie die europäische, sie ist eine Ernährungs- und keine Erwerbswirtschaft. Ihr Ziel ist nicht auf eine fortgesetzte Steigerung der Bedürfnisse und auf die Möglichkeit, auch diese befriedigen zu können, abgestellt, sie soll vielmehr im wesentlichen nur dem einzelnen das zum äußeren Leben Notwendige schaffen. Die Einzelwirtschaft ist außerhalb der großen Städte noch in weitgehendem Maße unabhängig und läßt die meisten Gebrauchsgüter im Kreise der Familie selbst herstellen, und man produziert nur so viel, wie man für diese zu benötigen glaubt. Im Religiösen werden wir dagegen Ziele finden, für die es auch dem Orientalen lohnend erscheinen wird, höhere Kraftaufwendungen zu machen. Welche Selbstbeherrschung, welche moralische Kraft erfordert die strikte Einhaltung des Fastengebotes während der Dauer eines ganzen Monats! Wie viele Millionen von Mohammedanern haben die Strapazen, Entbehrungen und Gefahren auf sich genommen, die mit einer Wallfahrt nach den heiligen Stätten von Mekka verbunden sind und ihnen den Ehrentitel eines Hadschi eintragen!

Auch über den Algerier lauten hinsichtlich seiner wirtschaftlichen Fähigkeiten die Urteile meist denkbar ungünstig. Wir hören von einem Manne, der sich viele Jahre in seinem Lande aufgehalten und ihr häusliches Leben wirklich kennen gelernt hat, es aussprechen, daß er sicherlich das faulste Wesen der Schöpfung sei, daß es ganz verkehrt wäre, dem in seinen Burnus Gehüllten, stundenlang bewegungslos in der Sonne Liegenden eine kontemplative Tätigkeit zuzuschreiben: er überlasse sich vielmehr einfach seiner Hauptneigung, seiner angeborenen Faulheit, und man könne nicht einmal sagen, daß er ausruhe, da doch dazu eine Anstrengung vorausgegangen sein müsse¹.

¹ Villacrose, a. a. O. [S. 47], 133, 171.

Kaum weniger abfällig urteilt ein anderer Autor: „Wenn man zu den beiden Hauptcharaktereigenschaften, beschränkte Intelligenz und völlige Apathie noch eine lange Reihe von Fehlern hinzufügt, so ist klar, daß beim Algerier alles zu einem guten und arbeitsamen Landmanne fehlt. Er ist faul aus Gewohnheit und aus Instinkt, tut alles nur halb, selbst dann, wenn er für sich, und nicht für einen andern arbeitet. Die Arbeit, die reicher macht und veredelt, ist für ihn ein Nonsens; er kennt nur die, die müde macht.“¹ Anders klingende Äußerungen sind recht selten zu finden². Man darf nun die tatsächlichen wirtschaftlichen Leistungen und das täglich zu Leistende auch nicht zu gering ansetzen. Innerhalb einer Natur, die freiwillig wenig hergibt, verlangt bei einer altertümlichen Technik allein die Bereitstellung des zur Fristung des Lebens Erforderlichen schon einen ziemlich hohen Arbeitsaufwand. Außerhalb des Tellgebiets ist der Boden oft ärmlich genug und dazu noch versalzen, gering und unsicher sind die Niederschläge, die steile Sonne hemmt die Tätigkeit des Körpers, welche Zusatzarbeit muß vollbracht werden, wenn etwa der Anbau nur unter künstlicher Bewässerung vor sich gehen kann, wie schwer ist es, auf den mageren Futterflächen das Vieh zu ernähren! So ist das Leben des algerischen Landmannes, will er nur seine und seiner Familie Existenz aufrecht erhalten, sicher nicht leicht; zwei Perioden härtester Arbeit stehen freilich zwei der Untätigkeit, die wohl meist zwei Drittel des Jahres ausmachen, gegenüber. Genauere Angaben über das Arbeitsquantum der Städtebewohner sind allerdings nur spärlich vorhanden. Von den Bewohnern von Bousfer im Departement Oran wird berichtet, daß sie überhaupt nur durchschnittlich drei Tage in der Woche arbeiten und in der übrigen Zeit sich nur dem Essen und Schlafen widmen, daß sie auch stets

¹ Vollenhoven, a. a. O. [S. 49], 168 f.

² S. z. B. Lavion, a. a. O. [S. 28], 172 ff.

die Ruhe der Arbeit vorziehen, wenn sie eine bestimmte sehr kleine Summe verdient haben¹. Die Gerber in Constantine sollen allerdings im allgemeinen vom Gebet bis 9 Uhr morgens und noch drei Stunden des Nachmittags, also im ganzen etwa 7 Stunden tätig sein². Von Qsar el Kebir in Marokko erfährt man, daß die dortigen Weber nur sechs Monate hindurch sich überhaupt mit ihrer eigentlichen Tätigkeit abgeben und in der andern Hälfte des Jahres nur gelegentliche Arbeiten übernehmen³. Ist körperliche Arbeit schon aus klimatischen Gründen eine Plage, so wird jene Wirtschaftsgesinnung in ihr nicht etwas finden können, was den Kern des Lebens ausmacht, den Tag und den Menschen ausfüllt, sondern ein auf das unbedingte Minimum zu Beschränkendes. Ein gewisses Maß von Müßiggang folgt schon aus einem Leben, das der Religion als Dominante untergeordnet ist. Der Tag des orientalischen Menschen ist nicht rationalisiert, nicht durch die Tätigkeit, sondern durch den religiösen Ritus geregelt. Er ergreift das, was gerade erledigt werden muß; eine regelmäßige, Tag für Tag ein gleiches Mindestmaß erreichende Arbeit, überhaupt die Arbeit als Gewohnheit kennt er nicht. Feste Zeiten einzuhalten, widerstrebt ihm aufs äußerste, alles vollzieht sich ohne Hast und Eile, und durch dieses gemäßigte, ausgeglichene Lebenstempo, durch die von der Religion geforderte Disziplin gewinnt das in der Öffentlichkeit sich abspielende Leben eine Stimmung der Ruhe und Behaglichkeit. Was der Tag an positiven Werten gebracht hat, ist nicht die Vollendung einer Arbeit — sie ist nur die Befreiung von einer Last —, es waren vielmehr die Mußestunden, die man im Bazar und in den Barbierstuben, in den Kaffeehäusern bei der Pfeife oder Zigarette, beim Schach- oder Damespiel, bei der Besprechung der

¹ Pensa, a. a. O. [S. 41], 65.

² Joly, a. a. O. [S. 47], 230.

³ Michaux-Bellaire et Salmon, a. a. O. [S. 43], 104, 116.

neusten Tagesereignisse und beim Austausch des Ortsklatsches oder in stundenlangem Hindämmern zugebracht hat.

Nun ist aber gerade in Algerien ein Bevölkerungselement vorhanden, für das alles dies nur wenig Gültigkeit besitzt, die Kabylen. Für sie bedeutet die Arbeit weder eine Plage noch eine Unehre, und eines ihrer Sprichwörter sagt: wer den Müßiggang liebt, hat keinen Verstand und ist schlecht beraten¹. Vom Sonnenaufgang bis Untergang dauert der Arbeitstag, und erst, wenn die Schatten neun Schuh lang geworden sind, verlassen sie die Felder². Der karge, steinige Boden ihres Gebirgslandes läßt nicht viel reifen, aber sie nutzen jeden Fleck und führen ihre Pflüge auf Abhänge hinauf, auf die man sonst nur die Ziegen treiben würde, ja, um ein allzu abschüssiges Stückchen Erde noch beackern zu können, hängen sie sich an einem um den Gürtel geschlungenen Seil auf, das sie oberhalb befestigen. Und während die Männer draußen am Werke sind, sind die Frauen mit der Bereitung der Nahrung und Kleidung beschäftigt, und bei den geringen Hilfsmitteln, die sie zur Verfügung haben, nimmt allein das tägliche Zermahlen des Getreides mehrere Stunden in Anspruch. Die Kolonisation hat sie in ihren wenig Verlockendes bietenden Gebirgen ungestört gelassen, aber trotz aller Arbeit gelingt es ihnen nur zu oft nicht, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen; sie sind gezwungen, sich anderwärts Arbeit zu suchen, für den Sommer in die Ebenen auszuwandern und oft nur die Greise, Frauen und Kinder im Dorfe zurückzulassen. Ihre Liebe zu wirtschaftlicher Tätigkeit läßt sie ihren Nachbarvölkern als plebejisch erscheinen; ihr Streben nach Mehrung des Besitzes, die bei der Enge ihres Lebens nur durch äußerste Einschränkung und Verzicht auf jede Bequemlichkeit erreicht werden kann,

¹ Hanoteau, *Poésies populaires de la Kabylie du Jurjura*. 1867, 242.

² Vollenhoven, a. a. O. [S. 49], 253.

hat sie gleichzeitig in den Ruf der Habgierigkeit und des Geizes gebracht, und sie treiben in der Tat die Kleinlichkeit so weit, daß bei Erbteilungen der eine den Boden, der andere die darauf stehenden Bäume erhalten kann, daß sogar die einzelnen Äste der Bäume vielfach verschiedene Besitzer haben, daß ein Birnbaum zehn Personen zu ungleichen Teilen gehören kann¹.

Sieht der Europäer im Orientalen nur den Trägen, dem sein Recht wird, wenn er aus seiner Misere keine Befreiung findet, so ist er mit seinem nie ruhenden Veränderungsdrange, seiner Überschätzung der äußeren Ausstattung des Lebens, seiner Anbetung des Vorteils und der Macht nur ein Gegenstand der Verachtung für den Orientalen. Er gilt ihm als gottlos, als im Materialismus völlig versunken, entmenschlicht, allem Übersinnlichen unzugänglich; man kennt und fürchtet seine Macht, aber man stemmt sich ihm entgegen, um nicht das zu verlieren, was das eigentlich wichtige ist, und hält eine Hebung der Lebenshaltung für zu teuer bezahlt, wenn sie mit dem Verlust des Besten erkaufte werden muß. Alles, was von Osten kommt, ist gut, außer dem Wind, und alles, was vom Westen kommt, ist schlecht außer dem Regen, lautet ein arabisches Sprichwort². „Der Westen sagt, er lebe im Zeitalter des Fortschritts, er verkündigt uns, daß er uns heute besser machen wird, als wir es gestern waren, und uns morgen besser machen wird, als wir es heute waren; aber das heißt in Wirklichkeit nur besser in Nahrung, Kleidung, Wohlstand, Wohnung, Geräten, sozialer Position und Rang³,“ und man wird schwer

¹ Larcher, *Traité élémentaire de législation algérienne*. 2. éd., 1911, III, 8f. Mercier, *L'Algérie et les questions algériennes*. 1883, 157.

² Rescher; *Ethnologisches im arabischen Sprichwort*. Islam, II, 1911, 101.

³ Rámanáthan, *Miscarriage of life in the West*. Hibbert Journ, VII, 1908, 17. Man sehe auch Mallik, *Orient and Occident*. 1913, 17ff.

härtere Worte finden können, als sie der in Europa so gefeierte Rabindranath Tagore der westlichen Kultur entgegenge-
worfen hat¹, die nur die selbstsüchtigen Triebe zum höchsten
Grade entwickelt und die Menschen so weit zur Fabrikware
gemacht habe, daß der Schöpfer Mühe haben würde, sie als
geistige Wesen zu nehmen, als Geschöpfe, die er nach seinem
göttlichen Bilde schuf.

Die Stimmung Europas im 19. Jahrhundert ist dem Islam sehr wenig günstig gewesen, man hat ihn nicht nur als eine minderwertige Religion hingestellt, sondern ihn auch für vieles verantwortlich gemacht, woran er entweder gar nicht oder nicht unmittelbar beteiligt war. Es sind namentlich zwei Institutionen gewesen, die den Vertretern des Christentums ein Gefühl unendlicher Überlegenheit gegenüber den Anhängern Mohammeds verschafften: die Polygamie und die Sklavenhaltung. Aber einzelne Institutionen an sich beweisen noch nicht sehr viel, man muß sie in den Zusammenhang des ganzen sozialen Gebäudes bringen und ferner kennen zu lernen suchen, in welchem Geiste sie gehandhabt werden. Hätte man sich in dieser Hinsicht etwas mehr bemüht, und wäre man nicht von vornherein in einem ungünstigen Vorurteil befangen gewesen, wie man ja auch so oft die schlechtesten Seiten der orientalischen Zivilisation den besten der europäischen gegenübergestellt hat, hätte man nicht bei einem Vergleich der Religionen das Resultat vorweggenommen, so wäre der Zusammenstoß zwischen Europa und der islamischen Welt vielleicht etwas reibungsloser vor sich gegangen. Man hätte feststellen können, daß gerade der Islam die Stellung der Frau ungemein gehoben hat, daß der Occident den Respekt gegenüber den Frauen vielfach erst vom Orient gelernt hat, daß er ihr Rechte zubilligt, die sie vorher nicht besaß, und daß auch dem Mohammedaner nur vier Frauen gestattet sind, und die Aus-

¹ Nationalismus. 1918.



wüchse der Polygamie von jeher ein Privilegium einer kleinen Oberschicht gewesen sind. Soziale und ökonomische Motive lassen sie auch heute noch vielerorts gerechtfertigt erscheinen. Nicht nur bei den Nomaden muß die Familie allen ihren Bedürfnissen selbst genügen, da es eine bezahlte Handarbeit nicht gibt, und die Arbeitslast, die damit der Frau zufällt, ist so groß, daß sie oft selber den Mann bittet, noch eine zweite Frau hinzuzunehmen. Nur bei den Reichen ist die Frau wirklich jenes Luxuswesen, als das man sich im Abendland noch immer gern die orientalische Frau vorzustellen liebt. Eine größere Anzahl von Frauen ist ein Dokument der Wohlhabenheit, die Masse des Volkes ist schon wegen der allzu großen Armut gar nicht in der Lage, mehrere Frauen zu haben, weil dem Manne die volle Subsistenzpflicht der ganzen Familie zufällt. So ist denn auch in Wirklichkeit die Zahl der polygamen Ehen außerordentlich gering, bei den Kabylen ist die Einehe allgemein, und in ganz Algerien wurden 1906 nur 5000, davon 4000 bigame, 1000 trigame und 100 tetragame festgestellt¹. Allerdings ermöglicht die Verstoßung und die leichte, mit geringen Umständlichkeiten verbundene Scheidung einen so häufigen Wechsel, daß ein Ersatz für polygame Bedürfnisse geschaffen wird, und Westermarck berichtet von einem älteren, in seinen Diensten gewesenen Manne, der nicht weniger als 25 Frauen geheiratet, 23 verstoßen hatte². Auch die Sklaven, deren Zahl in Nordafrika nie beträchtlich war, muß der Familienvater unterhalten, und nur, wer über größere Mittel verfügt, kann seinen Haushalt auf Sklavenarbeit aufbauen. Wenn dem Sklaven auch theoretisch kaum Rechte zustehen, so ist seine Lage doch durchaus erträglich, weil er als Familienmitglied behandelt wird, sogar in die Familie hineinheiraten kann, und seine Kinder den anderen

¹ Milliot, a. a. O. [S. 11], 246.

² Marriage Ceremonies in Marocco. 1914, 328.

Kindern gleichgestellt werden; man hat gesagt, daß die Sklaverei eine Form der Lösung der Dienstbotenfrage sei¹, und die Situation der Sklaven ist meist nicht schlechter, oft besser als die des europäischen Hausgesindes. In Marokko ist auf dem Felde und im Hause die Tätigkeit von Sklaven und Freien ganz die gleiche, ja oft arbeiten die Feldarbeiter unter der Leitung von Sklaven², und die gute Behandlung, die ihnen überhaupt im allgemeinen zuteil wird, die auch von der Religion empfohlen wird, läßt sie von den Möglichkeiten, frei zu kommen, selten Gebrauch machen. Man darf aber vor allem bei der Beurteilung der orientalischen Sklaverei nicht übersehen, daß das Menschenunwürdige, das der Europäer im Sklaventum zu sehen sich gewöhnt hat, erst durch ihn hineingebracht worden ist, denn nur unter europäischer Ägide ist der Sklave zu einem Ausbeutungsobjekt und einem Spielzeug seines Herrn degradiert worden.

Eindringenderes Studium muß das Gesamturteil über den kulturellen Wert des Islam in andere Bahnen lenken, und unvoreingenommene Betrachtung hat denn auch seit einigem eine gerechtere Würdigung vorbereitet, so daß Urteile wie die, daß der Geist des Islams in die drei Worte: herrschen, ausbeuten, zerstören zu fassen sei und daß die Mohammedaner nur als eine Art wilder Bestien angesehen werden dürften³, nur noch lächerlich wirken. Es ist heute nicht mehr möglich, die offenkundige Dekadenz, der die islamischen Länder anheimgefallen sind, so wie es einst gäng und gäbe war, dem Islam zuzuschieben, die Ursachen hierfür sind vielmehr recht komplexer Natur. Man wird zunächst daran denken müssen, in welchem Maße Europa eine Schuld auf sich geladen hat, indem es mit seiner Über-

¹ Becker, a. a. O. [S. 24], 73.

² Michaux-Bellaire, L'esclavage au Maroc. Rev. Monde Musulm., XI, 1910, 422.

³ Kimon, La pathologie de l'Islam. 1897, 27 f.

legenheit an Macht und Technik das schon nicht mehr feste Gebäude völlig erschüttert hat. Der Verfall ist im wesentlichen ein politischer, und weil die islamischen Länder nicht imstande waren, dem europäischen Vorstoß einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen und die wirtschaftliche Konkurrenz nicht aushalten konnten, so glaubt man dazu berechtigt zu sein, den Islam für ihn verantwortlich machen zu können. Eher noch kann man sagen, daß es gerade die Religion gewesen ist, die einen gänzlichen Zusammenbruch verhindert hat. Nur der Islam ist es, der den Völkern wenigstens einen gewissen Zusammenschluß gibt und der vor allem bei ihnen nicht das Gefühl der Unterlegenheit aufkommen läßt, das bei der Berührung zwischen Europäern und Naturvölkern so oft zu deren Untergang geführt hat. Der Mohammedaner sieht sich zwar gezwungen, die technische Superiorität Europas anzuerkennen, aber er gibt nicht zu, daß eine menschliche ihr parallel geht. Nur der Islam mit seiner genauen Kenntnis der Natur des Menschen, so ist er überzeugt, vereinigt die Bewußtheit von der menschlichen Würde mit einem Verständnis für menschliche Sündhaftigkeit, und wenn es die Aufgabe der Religion ist, die Menschheit zu einer Vervollkommnung zu führen, so kann es der Islam mit seinem hohen Idealismus mit jeder anderen Religion aufnehmen¹. Und gerade dem Christentum gegenüber betont der Mohammedaner, daß es sich zur Führung des Lebens als unfähig erwiesen habe²: er kann darauf hinweisen, daß seine Religion noch bis ins Lebensdetail hinein ihren Bekennern als Leitstern dient, daß ihr trotz des Fehlens einer hinter ihr stehenden politischen Macht immer noch neue Anhänger in Scharen zuströmen, daß Apostaten kaum existieren und alle Bemühungen christ-

¹ Syed Ameer Ali, *The Spirit of Islam*. 2. Aufl. 1896, 277 ff.

² Ibn Ishak, *Islam and Common Sense*. *Hibbert Journ.*, VII, 1909, 522—540.

licher Missionare zum Scheitern verurteilt sind. Als man einen gebildeten Algerier um sein Urteil über die Zukunft des Islam ersuchte, empfand er es als erniedrigend, hiervon überhaupt zu sprechen, so sehr müsse jeder Mohammedaner von der Unübertrefflichkeit und Überlegenheit seiner Religion überzeugt sein, die so ruhmreiche Zeiten und eine solche Blüte gehabt habe wie kaum eine andere¹. Nicht einmal den Vorwurf, daß der Islam der Entwicklung des menschlichen Geistes und der Ausbreitung der Zivilisation hinderlich gewesen sei, den namentlich der dem Islam so wenig freundlich gesinnte Renan erhoben hat², wird er gelten lassen: er wird erwidern, daß Intoleranz zum Wesen aller Religionen gehöre, daß gerade das Christentum in der Verfolgung und Verketzerung von Wissenschaft und Forschung immer exzelliert habe, und daß alles, was dem Europäer sein angebliches Übergewicht über den Orientalen verschafft hätte, gegen das Christentum zustande gekommen sei und erst dann sich Europas Macht voll entfaltet habe, als es die Fesseln des Christentums endgültig von sich geworfen hatte; eher könne man von einer Auflösung des Christentums als von der des Islam reden³. Es wird endlich ja auch dem Orientalen nicht entgehen, daß Europa nicht mehr jene Selbstsicherheit besitzt, die es zur Schau trägt, daß ihm an seiner eigenen Zivilisation bange zu werden beginnt, und es gibt zu denken, daß selbst ein englischer Gelehrter sich von größerer Sorge um die Zukunft Europas als um die von Asien erfüllt bekennt, da er keine Mög-

¹ Mohammed ben Rahal, in: *Enquête sur l'avenir de l'Islam. Questions diplom. et colon.*, XII, 1901, 539.

² Z. B. *L'Islamisme et la Science*, in: *Discours et Conférences*, 1887, 375-409.

³ Salz, *Über das Problem der Dekadenz des Islam*. *Arch. f. Sozialw.*, XLVII, 1920, 394. S. auch die mit feiner Ironie durchsetzten Bemerkungen, die ein Afghane nach Renans Vortrag im *Journal des Débats* veröffentlichte, abgedruckt bei Renan, (s. o.) 402.

lichkeit sehe, eine hochstehende Moral auf eine Lehre zu gründen, die nur den Stärksten und Raubgierigsten das Lebensrecht gibt¹. Haben die europäischen Mächte erkennen müssen, daß ihnen im Islam eine Lebenskraft von einer nicht geahnten Festigkeit entgegentritt, die den sogenannten Segnungen der europäischen Zivilisation nur sehr schwer zugänglich zu machen ist, daß der Islam eine für lange Zeit „unüberschreitbare Barriere, einen Verteidigungsschild bildet, den der Orient dem Vordringen der Kultur entgegenhält“², daß es daher notwendig ist, ihn zu studieren, um so die Formen kennen zu lernen, in denen eine Anpassung möglich ist, so hat natürlich auch die islamische Welt die Notwendigkeit eingesehen, mit Europa zu paktieren. Trotz der Erstarrung, der der Islam anheimgefallen zu sein schien, hat er die Anpassungsfähigkeit, die ihm in der Zeit seiner Blüte eigen war, und der er nicht zum wenigsten seine bewunderungswürdigen Erfolge verdankte, sich bewahrt. So wie er stets den übrigen Religionen gegenüber zu Zugeständnissen bereit ist, wie er überall eine nationale Färbung angenommen hat, bei seinen chinesischen Anhängern den Ahnenkult, bei den Hindus das Feiern ihrer eigenen Feste, in Nordafrika die uralte Verehrung von Bäumen, Steinen und Quellen, die agrarischen Kulte, den Gebrauch des julianischen Kalenders, bei den Kabylen selbst das Festhalten an ihrem alten Gewohnheitsrecht duldet, so sucht er auch nach Wegen, um angesichts des nun einmal nicht mehr vermeidlichen Vordringens des europäischen Zivilisationselements die religiösen Vorschriften so weit zu revidieren, daß sie den modernen Geist aufzunehmen vermögen. Es gibt gegenwärtig kaum ein dem Islam zugehöriges Gebiet, in dem nicht leb-

¹ Browne, in: *Enquête sur l'avenir de l'Islam. Questions diplom. et colon.*, XI, 1901, 594.

² Caetani, *Funzione dell' Islam nell' Evoluzione della Civiltà*, Scientia, XI, 1912, 417.

hafteste geistige Bewegung und Gärung herrschte, in dem nicht um die neuen Formen gerungen wird. Selbst auf dem so konservativen Boden Nordafrikas haben diese Bestrebungen einen Widerhall finden müssen. Jene Kreise, die man als Jung-Algerier bezeichnet, wenden sich von dem groben Marabutismus ab und richten ihr Ziel namentlich auf eine Verbesserung der Bildung, um so allmählich eine mohammedanische Elite herzustellen. Sie unterscheiden sich von ähnlichen Bewegungen in anderen Ländern dadurch, daß ihnen, bisher wenigstens, nationalistische, europafeindliche Zwecke fern liegen, gleichen ihnen aber darin, daß sie am Islam in jedem Falle festhalten¹. Für solche Länder, die sich europäischer Herrschaft bisher zu entziehen gewußt haben, wird die Stellung der Modernisten wohl ganz gut durch die Worte wiedergegeben, die im Jahre 1907 kurz vor der Revolution in einer Teheraner Moschee gesprochen wurden: „Wir brauchen nicht die europäischen Gesetze anzunehmen, denn wir haben im Koran die besten der Welt. Was wir entlehnen müssen, ist die Art der Ernennung der Beamten, die Regeln der Verwaltung, die europäische Methode der Steuer-einziehung, damit niemand mehr Ungerechtigkeit und Gewalttätigkeit erleidet“².

Beim Orientalen existiert das Individuum nur gegenüber seinen Verwandten, es zählt nur als Mitglied einer Großfamilie, einer Religionsgemeinschaft, eines Stammes, einer Bruderschaft, und das Ideal wird nicht in der Behauptung und Durchsetzung der Persönlichkeit gesehen, sondern vielmehr gerade in der Aufgabe des Individuellen und in der Hingabe an etwas Allgemeines. Während die Europäer, losgelöst von allen Bindungen, herumlaufen wie die wilden Hunde in den Straßen von Konstantinopel, um einen Aus-

¹ Millet, *Les jeunes Algériens*. Rev. de Paris, XX, 1913, Bd. 6, 158ff.

² Bonet-Maury, *De l'évolution morale dans l'islamisme*. C. R. Ac. Sc. morales et polit., N. S. LXXXVI, 1911, 177.

druck Carlyles zu gebrauchen, fühlt sich der Orientale nur sicher als Zugehöriger einer bestimmten Gruppe. Sie trägt ihn, in ihr findet er in jeder Lebenslage einen Halt und eine Stütze; sie unterdrückt damit allerdings auch das Verantwortlichkeitsgefühl und hemmt die Aktivität, da sie an dem Ergebnis jeglicher Tätigkeit beteiligt ist. Jeder tritt für den andern ein, und die Solidarität kann so weit gehen, daß jemand, der zu 10 oder 15 Tagen Zwangsarbeit verurteilt ist, 10 oder 15 Freunde heranbringt, und sich so an einem Tage der Strafe zu entledigen imstande ist¹. Für den Bekenner des Islam bedeutet vor allem seine Religion ein Band, das ihn einerseits mit allen Glaubensgenossen verbindet, auf der andern Seite in einen sehr schroffen Gegensatz zu allen Ungläubigen stellt. Sie macht nicht Halt vor Rasse oder Nation, kennt keine politischen und sprachlichen Scheidewände: für sie gibt es nur Gläubige und Ungläubige. Das religiöse Gesetz, streng durchgeführt, würde alle Mohammedaner zu einer einzigen großen Gemeinschaft zusammenfügen; jeder Gläubige hat die Pflicht, den andern zu unterstützen, jeder wird von der Gemeinde überwacht, diese übernimmt dafür aber auch eine Verantwortung für ihr Mitglied.

Das Individuum steht unter dem Druck der Gruppe, Denken und Handeln sind von ihr beherrscht, gemeinsam ist das Erleben, und eine solche innere Verbundenheit gibt sich auch äußerlich darin kund, daß man die Mohammedaner sehr selten einzeln sieht, sondern immer möglichst in Gruppen zusammen, und auch wenn sie zu ihrem Gotte beten, so vereinigen sie sich: das Einzelgebet ist durchaus die Ausnahme, und jeder Mohammedaner ist der Überzeugung, daß diese gemeinsam verrichteten Gebete wirksamer sind als die andern. Mit dem gering entwickelten Individualismus hängt es zusammen, daß das Aufsuchen der

¹ Vollenhoven, a. a. O. [S. 49], 249 f.

Einsamkeit etwas völlig Unbekanntes ist. Dieses Erlebnis scheint ja als lustbetont ein spezifisch der Neuzeit und dem Abendland angehöriges zu sein, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier eine religiöse Grundlage vorhanden ist, an der der Calvinismus einen beträchtlichen Anteil haben wird, der seinen Anhängern die Distanz gegenüber allen Mitmenschen gebietet und sogar freundschaftliche Beziehungen nicht gelten läßt¹. Im mohammedanischen Hause wird nur eine Trennung zwischen den Aufenthaltsräumen der Frauen und denen der Männer hergestellt, und auch von dem europäischen Gast sieht man es nicht gerne, wenn er sich zu separieren sucht, was ihm auch kaum gelingen wird, und versteht gar nicht, daß man Spaziergänge in der Stadt unternehmen könnte, ohne sich von irgendwelchen Familienmitgliedern begleiten zu lassen². Es ist auch aufgefallen, daß sich die algerischen Eingeborenen, wenn sie sich bei europäischen Ansiedlern zur Arbeit verdingen, niemals allein erscheinen, daß die Kabylen, wenn sie die Arbeit in ihren Gärten beendet haben, sich zu Gruppen von 15 und 20 zusammenschließen, sich an den nächstgelegenen Bahnhof begeben und dann mehrere Monate hindurch gemeinsam bei dem gleichen Kolonisten in Tätigkeit bleiben.

So ist denn auch das ganze Wirtschaftsleben nicht von dem Gedanken der Konkurrenz durchzogen, das herrschende Prinzip ist vielmehr das Zusammenwirken. Die persönlichen Beziehungen innerhalb des Stammes sind sehr eng, es existiert eine weitgehende Solidarität, die sich meist auch auf die benachbarten Stämme erstreckt, und zu den größeren Arbeiten, die zu verrichten sind, schließt man

¹ Schmalenbach, Die Genealogie der Einsamkeit. Logos, VIII, 1920, 90ff.

² S. z. B. die Beobachtungen von Schwally, Beiträge zur Kenntnis des Lebens der mohammedanischen Städter, Fellachen und Beduinen im heutigen Ägypten. Sitz.-Ber. Heidelberger Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 1912, 5f.



sich irgendwie zusammen. Es gilt als selbstverständliche, aber stets freiwillig geübte Pflicht, sich gegenseitig behilflich zu sein, und wer die Unterstützung eines andern in Anspruch genommen hat, kann darauf rechnen, daß sie ihm in dem gleichen Falle nicht versagt werden wird. Ist irgendeine umfangreiche Arbeit auf dem Felde, also namentlich beim Pflügen oder Ernten zu leisten, so wendet man sich einfach an die Männer und Frauen und auch die Kinder, und wenn auch diese Aufforderung oft nicht mit Freude aufgenommen wird, so wird doch die Hilfe niemals verweigert, ja, dies kann sogar eine Bestrafung durch die Gemeinde nach sich ziehen. Man vereinigt die Arbeitsgeräte und bleibt einen oder mehrere Tage auf dem fremden Felde, bis die Arbeit vollendet ist, um dann vielleicht selbst das eigene Land in der gleichen Weise bearbeiten zu lassen. Durch solche Hilfeleistungen glaubt man den Segen des Himmels für die eigenen Felder errungen zu haben, wie die Eingeborenen auch der Aufforderung französischer Kolonisten, bei ihnen tätig zu sein, nachzukommen pflegen, und wenn sie bei ihnen erscheinen, machen sie weniger den Eindruck von Arbeitsuchenden, als von Nachbarn, die eine Gefälligkeit erweisen wollen¹. Fast stets wird gute Arbeit geleistet, weil es sich um einen Freundschaftsdienst handelt und Reziprozität besteht. Die Leistungen sind völlig unentgeltlich; der Eigentümer hat nur für die Darreichung einiger Mahlzeiten zu sorgen — oft entfällt auch dies —, und ein kleines, von ihm gegebenes Fest am Schlusse bringt vielleicht noch eine freudige Note hinein. Von irgendwelcher Gütergemeinschaft ist hierbei wie auch sonst nirgends die Rede, selbst bei den Nomaden verfügt jeder über sein eigenes Arbeitsgerät. Ebenso darf man seine Mitbürger in Anspruch

¹ Vollenhoven, a. a. O. [S. 49], 250. Pasquier, *Les associations agricoles en Algérie*. Thèse Alger, 1911, 430f. Hanoteau et Letourneux, a. a. O. [S. 4], II, 60f.

nehmen, wenn man ein Gebäude errichten will; man braucht nur dafür zu sorgen, daß Steine, Erde, Sand herangeschafft und zugerichtet werden; den eigentlichen Bau übernehmen die Nachbarn und Freunde. Dieses bei primitiven Völkern weit verbreitete Zusammentreten zu gemeinsamer Verrichtung der Arbeit, das in einem Trockenklima oft absolute Notwendigkeit ist, ist in Nordafrika ursprünglich eine kabyllische Einrichtung gewesen, und der Name *tuiza*, unter dem sie jetzt steht, ist nur die Arabisierung eines kabyllischen Wortes. Sie wird natürlich vielfach mißbraucht, die Marabuts machen sich die Verehrung, die sie genießen, zunutze und lassen ihre Felder oftmals in dieser Weise bearbeiten, und sie ist namentlich früher zu einer unkostenlosen Fron zugunsten irgendeines Notabeln umgewandelt worden.

Daneben bestehen, besonders bei den Kabylen, noch genossenschaftliche Arbeitsvereinigungen und Abmachungen und zwar in einer solchen Mannigfaltigkeit, wie man sie kaum irgendwo sonst wiederfinden dürfte; alle nur denkbaren Kombinationen von der Überlassung von Land und Vieh, von Arbeitsleistung und Hergabe von Arbeitsgerät sind vorgesehen¹. Der Zweck ist immer, Arbeiten, die für den einzelnen wegen des Fehlens irgendeines Produktionsmittels nicht durchführbar sind, durch die Heranziehung anderer zu ermöglichen. Nur einige wenige Beispiele seien zur Erläuterung angeführt. Der Eigentümer gibt einen Teil seines Gartenlandes zur Bearbeitung und überläßt dafür zwei oder drei Viertel des Ertrages, oder er übergibt ein Stück Feld zur Anpflanzung mit bestimmten Fruchtbäumen her, und nach einer Anzahl von Jahren wird dann das Eigentum an Boden und an den Bäumen zwischen den beiden Kontrahenten in irgendeiner Proportion geteilt. Er kann auch das

¹ Milliot, *L'association chez les Musulmans du Maghreb*. 1911. Hano-teau et Letourneux, a. a. O. [S. 4], II, 443 ff.



Land und die Hälfte der Saat bereitstellen, während der Genosse die andere Hälfte, dazu die Geräte, die Rinder und die Arbeit herreicht und nachher dem Besitzer zwei Fünftel oder auch die Hälfte abliefern. Beim Vieh ist ein Kontrakt sehr bräuchlich, bei dem der eine Teil das Kapital zum Ankauf der Tiere überläßt oder sie auch einem andern direkt liefert, der die Aufzucht übernehmen soll und schließlich Gewinn und Verlust mit jenem teilt. Der Gewinn wird gleichfalls geteilt, wenn etwa ein Maultier ausgeliehen wird, für das dann nur die Verpflegung übernommen zu werden braucht. Selbst für die Bienen- und Hühnerzucht, die bei den Kabylen eifrig betrieben werden, sind ähnliche Abmachungen in Gebrauch.

Der Allgemeinheit sollen auch die Habus dienen, fromme Stiftungen, die dem Gläubigen hoch angerechnet werden und die auf einen Hadith bei Buchari zurückgehen¹. Es handelt sich bei ihnen um die Hingabe der Nutznießung an einer Sache, die dauernd festgelegt und unveräußerlich gemacht wird; Besitzer bleibt der Geber, fiktiv sogar nach seinem Tode. Damit etwas Gegenstand eines Habus werden kann, müssen mehrere Bedingungen erfüllt sein. Es muß ein religiöser, mildtätiger oder in anderer Weise dem Allgemeinwohl dienender Zweck vorhanden sein, die Stiftung darf auch nichts zum Ziele haben, was dem Islam widerstreitet; da nur ein dauernder Ususfructus in Frage kommen darf, so können auch nur bestimmte Gegenstände habusiert werden, die zudem frei von Schulden und anderen Belastungen sein

¹ Clavel, *Le Wakf ou Habous*. 2 Bde., 1896. Mercier, *Le code du Habous ou Ouakf selon la législation musulmane*. 1899. Terras, *Essai sur les biens habous en Algérie et en Tunisie*. Thèse Lyon, 1899. Morand, *Etudes de droit musulman algérien*. 1910, 225ff. Califano, *Il regime dei beni „auqāf“ nella storia e nel diritto dell' Islam*. 1913. Dumreicher, *Die Wakufs oder die Güter der Toten Hand des Islams*. Bl. f. vgl. Rechtswiss., XII, 1916, 14—19.

müssen, in erster Linie also Grundstücke. Es werden demnach die Erträge solcher Stiftungen vor allem den Moscheen zugute kommen, dann aber auch zur Gründung und Unterhaltung von Hospitälern, Schulen, öffentlichen Brunnen, Brücken verwendet werden können. In Merrakesch lebt von ihnen die gesamte städtische Verwaltung, der Kultus, die Rechtspflege, der Unterricht; in Fes sind alle öffentlichen Zwecken dienenden Gebäude Habus: die Bazare, die vermietet werden, die Märkte, Bäder, Mühlen, Back- und Schlachthäuser; es existieren dort Habus für Gebet und Koranlesen in den äußeren Teilen der Stadt, für tägliche Brotverteilung in den Gefängnissen, für die Straßenbeleuchtung, die Beseitigung des Kehrichts, für die Sammlung toter Ratten¹. Um die Zahl solcher frommen Stiftungen zu vermehren und einen besonderen Anreiz zu geben, hat das islamische Recht schon sehr früh dem Geber gewisse Vorteile gewährt. Nach hanefitischer Auffassung erhält er einen Aufschub und darf die Nutznießung sich selbst bis zu seinem Tode vorbehalten, während die Malekiten eine sofortige Abtretung verlangen. Man ist demnach durch Habusieren in der Lage, ohne daß man für sich selbst den Nießbrauch aufgibt, das Habusierte der Konfiskation durch die Regierung zu entziehen und es dem Wucherer unmöglich zu machen, sich seiner zu bemächtigen. Vor allem aber hat man die Einschaltung von Zwischenpersonen gestattet, und dies hat im Laufe der Zeit dazu geführt, daß der Sinn der Habus völlig verändert und ein allgemeiner und äußerst schädlicher Mißbrauch mit ihnen getrieben wird. Auf diesem Wege ist es möglich, die Bestimmungen des mohammedanischen Erbrechts zu umgehen. Dieses, konsequent durchgeführt, bewirkt eine starke Zersplitterung des Bodens, da eine Teilung vorgeschrieben ist, nach der die verschiedensten Familienmitglieder einen Anteil zu beanspruchen haben. Durch das

¹ Aubin, Das heutige Marokko. 1905, 249 f.

Habusieren wurde die Möglichkeit gewonnen, das Gut bereits zu Lebzeiten des Besitzers aus der Erbmasse herausfallen zu lassen, bestimmte Personen, besonders Frauen, vom Erbe auszuschließen, sich ganz nach Belieben innerhalb des testierfreien Rahmens die Erben auszusuchen und zu erreichen, daß es ständig im Besitze einer Familie verblieb. So bildete sich eine zweite Klasse von Habus heraus, die Familien- oder privaten Habus, die erst nach dem Tode des letzten Erben sich in öffentliche verwandeln, und die hier vor sich gegangene Entwicklung ist ein ausgezeichnetes Beispiel für die Wandlung des islamischen Gesetzes unter dem Einfluß von Tradition und Interpretation, denn sie sind eine reine Erfindung der Rechtsgelehrten und eigentlich eine Entweihung einer religiösen Institution. Die großen persönlichen Vorteile, die das Habusieren bietet, verbunden mit dem angenehmen Bewußtsein eines guten Werkes, machen es verständlich, daß überall in mohammedanischen Ländern seit jeher von ihm ein so ausgiebiger Gebrauch gemacht worden ist und daß sich die Wohltat sehr rasch in eine Plage verwandelt hat. Die Entkleidung des religiösen Charakters ist schließlich so weit getrieben worden, daß man auch Gegenstände zum Habus gemacht hat, die jenem direkt widersprechen, und Vieh, Pferde, Waffen, Waren und Geräte aller Art dem Erbrecht entzogen hat, und man geht so lax vor, daß man nicht einmal mehr einen Kadi zuzuziehen für nötig hält, wenn man eine Stiftung macht, sondern sich mit einigen Zeugen begnügt.

Über die Ausdehnung dieser Güter der toten Hand in Algerien sind genauere und auf ihre Quelle kontrollierbare Angaben nicht zugänglich gewesen; es wird behauptet, daß die Hälfte des Bodens, und ebenso die meisten Häuser und Gärten zur Zeit der französischen Eroberung habusiert und damit dem Handel entzogen waren¹. Fast alle waren auf

¹ Terras, a. a. O. [S. 68], 98. Larcher, a. a. O. [S. 56], III, 17.

hanefitisches Recht gegründet, da dieses größere Freiheiten als das malekitische bietet, das z. B. die Ausschließung der Frauen untersagt, und da es dem Mohammedaner gestattet ist, auch nach einem anderen, wenn nur orthodoxen Recht, wie dem, zu dem er sich bekennt, seine Verträge abzuschließen.

Besonders deutlich tritt die mutualistische Gesinnung in dem Verhalten zutage, das die mohammedanische Gesellschaft dem Armen gegenüber einnimmt. Die Hauptmasse der Bevölkerung Algeriens ist blutarm und verfügt nur über so viel materielle Güter, daß sie gerade vor dem Verhungern geschützt ist, daneben ist aber auch die Zahl derjenigen nicht klein, denen bei der teilweise sehr hohen Volksdichte keine Verdienstmöglichkeiten sich darbieten oder die keine aufsuchen wollen, auch das bescheidenste Existenzminimum nicht besitzen und daher auf Almosen angewiesen sind. Auf Grund der französischen Angaben über die Zahl der wegen Bettelei Verurteilten könnte man die Anzahl der Bettler für außerordentlich gering halten, für weit geringer als in den europäischen Ländern, und doch ist sie nicht kleiner als im übrigen, wegen seiner Bettlerplage verschrieenen Orient. Auch abseits von den großen Städten und den Straßen, die die Fremden zu ziehen pflegen und die naturgemäß eine starke Attraktion ausüben, überall wird man sogleich von bettelnden Männern, Frauen und Kindern umschwärmt, und man kann eigentlich alle Kinder bis zu 14 und 15 Jahren als Bettler ansehen. Ein Vagantentum dagegen ist gegenwärtig nicht vorhanden, weil den Eingeborenen durch das Indigenat das Umherziehen sehr erschwert ist, das ihnen vorschreibt, sich einen Paß zu verschaffen, wenn sie ein Arrondissement verlassen wollen. Wirkliche Landstreicherei stellt die „armée roulante“ dar, aber sie setzt sich ausschließlich aus arbeitsscheuen oder aus irgendwie gescheiterten europäischen Ansiedlern zu-

sammen, die dann ein Opfer des Alkoholismus geworden sind¹.

Die Bettelei gelangt aber nur selten zur Bestrafung, weil die französische Verwaltung ihre eigene Auffassung des Vergehens nicht durchzusetzen versucht hat, um nicht mit der ganz anders gearteten der Eingeborenen in Konflikt zu kommen. Für den Anhänger des Islam wie überhaupt für jeden Orientalen ist der Arme und Bettler ein genau so berechtigtes Glied der Gesellschaft wie der Besitzende, er ist kein unnützer Schmarotzer, kein Ausgestoßener, von dem man sich am liebsten ganz befreien würde; seiner Berührung sucht man sich nicht zu entziehen, und diese nimmt auch niemals eine ihn demütigende Form an. Im Gegenteil: der Arme steht unter dem besonderen Schutze Allahs; ihm zu geben und ihm reichlich zu geben, ist ein Werk, das Gott mit Wohlgefallen betrachtet und das seine Früchte im Jenseits tragen wird. Dem Geizigen wird das, was er zum Nachteil der Armen zurückgehalten hat, am Tage der Auferstehung als ein Halsband umgehängt werden, so verheißt es der Koran, und Ghazali verkündet ihm, daß er am jüngsten Tage kein eigenes Reittier haben werde, um zur Gerichtsstelle zu reiten². Der Islam hat es aber auch nicht unterlassen, die Fürsorge für die in irgendeiner Hinsicht Bedürftigen zu organisieren. Er hat eine besondere Abgabe, die *zakat*, festgesetzt, die nicht nur zu den lobenswerten Werken gehört, sondern sogar in die fünf Säulen des Islam einrangiert ist. Sie braucht nicht an die Regierungen abgeführt zu werden, sondern es ist anheimgestellt, sie persönlich und direkt solchen zu geben, die einen Anspruch auf sie besitzen, und als solche sind neben den eigentlich Armen, den Arbeitsunfähigen, den Alten auch noch andere Kate-

¹ Larcher, *Le vagabondage et la mendicité en Algérie*. Rev. Pénitentiaire, 1899, 1016.

² Horten, a. a. O. [S. 39], 207.

gorien bestimmt: die Steuereinnehmer, Reisende, noch schwach in Glauben Stehende, Leute, die eine an sich erlaubte Schuld aufgenommen haben, aber nicht in der Lage sind, sie abzahlen zu können. Diese Almosensteuer soll, so lautet die Vorschrift, vom Ertrage der Arbeit erhoben werden, von den Feldfrüchten, von Datteln und Vieh, aber auch von Gold und Silber und allen Kaufmannswaren, d. h. solchen, die nicht dem eigenen Gebrauch, sondern dem Verkauf dienen, bei den drei letzteren jedoch erst dann, wenn sie sich in einjährigem Besitz befinden. Die Steuer wird allerdings nur dann gefordert, wenn ein bestimmtes Minimum bereits vorhanden ist, also von dem nicht Lebensnotwendigen, und zwar so, daß der Landbesitz stärker herangezogen wird, daß von den Produkten des Feldes der zehnte Teil, wenn sie unter künstlicher Bewässerung gewonnen wurden, also besonders viele und anstrengende Arbeit verursachten, der zwanzigste Teil abgegeben werden sollte, während von dem übrigen nur der vierzigste Teil in Frage kommt¹. Bei den ersten drei Gruppen ist eine Kontrolle durch die Obrigkeit möglich, und diese der zakat unterworfenen Güter werden daher auch „sichtbare“ genannt; die letzten beiden, die Edelmetalle und die Waren sind dagegen „verborgene Sachen“, von ihnen abzugeben, muß daher ganz dem religiösen und moralischen Empfinden des Einzelnen überlassen bleiben. Es versteht sich, daß mit dieser obligatorischen, aber doch nur der Kontrolle des Gewissens unterworfenen Abgabe von den Regierungen meist ein arger Mißbrauch getrieben, und daß sie gar nicht den Zwecken zugeführt wurde, für die sie ursprünglich gedacht war, daß sich namentlich die Steuereinnehmer hieraus zu bereichern suchten. Die Bevölkerung hat es deswegen auch meist vorgezogen, ihre Übererträge den Marabuts zur weiteren Verwendung zu überlassen; nur ihnen gegenüber existiert das

¹ Juynboll, a. a. O. [S. 52], 94 ff.

nötige Vertrauen, daß sie das gewünschte Ziel erreichen, während bei den Behörden und namentlich auch bei den europäischen eine solche Sicherheit nicht vorhanden ist. Das allgemeine Elend und der hohe Steuerdruck machten ein Abgeben natürlich sehr vielen von jeher unmöglich, aber im allgemeinen pflegt man sich der Belastung nicht zu entziehen, man glaubt vielmehr, daß man sich erst dann eines Arbeitsertrages wirklich erfreuen könne, wenn auf diese Weise seine „Reinigung“ geschehen sei. Es ist nämlich eine verbreitete Annahme, daß das Wort „zakāt“ ursprünglich diese Bedeutung gehabt habe. Mag auch die Arabistik die Möglichkeit einer solchen Etymologie ablehnen¹, so ist doch das Wesentliche, daß sie Glauben finden konnte, und es ist für die Beurteilung der zakāt beim Mohammedaner doch bezeichnend, daß ihn jene Herleitung mit einem besonderen Stolze erfüllt².

Für Kranke wird in den Moscheen gesorgt, die Bestattung der Armen wird von der Allgemeinheit übernommen, verlassene Kinder sind nirgends zu finden. Zeiten der Dürre und des mit ihnen verbundenen Elends sind auch Zeiten besonders reichlichen Almosenspendens, es werden aber überhaupt die verschiedensten Gelegenheiten benutzt, um den Hilfslosen und den in momentaner Notlage befindlichen beizustehen. Bei religiösen Festen versäumt man nie, der Armen zu gedenken, und auch zu dem Hochzeitsmahl, das der Islam zu veranstalten vorschreibt, werden immer arme, fromme Leute hinzugezogen. Reiche und besonders auch die Marabuts halten oftmals offene Tafel, und so ernährt z. B. der Marabut von Tolga täglich mehrere hundert Menschen an seinem Tische³. Ebenso lassen sich kleine religiöse Übertretungen dadurch wieder sühnen, daß man Almosen gibt. Wenn bei

¹ Z. B. Juynboll, a. a. O. [S. 32], 99.

² S. die Äußerung von Ibn Ishāk, a. a. O. [S. 60], 538.

³ Lavion, a. a. O. [S. 28], 118.

den Kabylen eine Familie zwischen zwei Märkten ein Tier für ihren eignen Gebrauch schlachten will, so ist sie verpflichtet, die Behörde zu benachrichtigen, die dies dann durch einen öffentlichen Ausrufer im Dorfe verkündigen läßt, damit die Kranken und die schwangeren Frauen sich mit Fleisch versehen können¹. Auch wer nur vorübergehend in Not ist, wen irgendein Mißgeschick getroffen hat, wessen Ernte etwa vernichtet, wessen Tiere gefallen sind, kann sich darauf verlassen, daß seine Volksgenossen ihm Beistand nicht versagen. Der wirtschaftlichen Wiederaufrichtung dient die weitverbreitete, uralte, wohl schon vorislamische Institution der mauna, eine Sammlung von Gaben, die im Dorfe oder Duar veranstaltet wird. Einige Tage vorher wird bekannt gemacht, bei wem eine mauna stattzufinden hat; vor dem Hause des ins Unglück Geratenen finden sich dann zahlreiche Leute ein und bringen eigene oder ihnen übergebene Geschenke, oft auch nur Leihgaben, Saatgut, Vieh, Geld, die dann mit dem Namen des Gebers ausgerufen und mit „der gleichen Würde in Empfang genommen werden, mit der sie geboten wurden“². Niemand empfindet bei solchem Vorgehen etwas Erniedrigendes, wie ja auch jeder Almosenempfänger und Bettler nur ein Mensch ist, dem das Glück nicht zur Seite stand und dem zu helfen daher eine selbstverständliche Pflicht dessen ist, der gleichfalls ohne sein eigenes Verdienst sich in einer günstigeren äußeren Lage befindet. So kann denn leicht die Überzeugung entstehen, daß Bettel, der sich stets in ein religiöses Gewand kleidet, eine Arbeit ist, die wie jede andere ihren Lohn zu empfangen hat; man muß sich hüten, allzu regelmäßig zu geben, weil ein Abbrechen dann sehr schwierig ist. Ein in dieser Hinsicht Charakteristisches wird von einem in Algier wohnenden europäischen Händler berichtet, vor

¹ Hanoteau et Letourneux, a. a. O. [S. 4], II, 61.

² Frisch et David, Guide pratique en pays arabe. 1892, 32.

dessen Haus an jedem Tage ein Bettler erschien, um sich sein Almosen abzuholen und dafür Gebete für dessen Gesundheit zu sprechen. Auch während einer einjährigen Abwesenheit des Kaufmanns in Europa fand er sich täglich ein, und als er nach dessen Rückkehr wieder sein Almosen erhielt, verlangte er eine Nachzahlung für das ganze Jahr, da er keinen Tag versäumt habe zu kommen und zu beten, und der zur Schlichtung des daraus entstandenen Streites angerufene Kadi entschied zugunsten des Bettlers¹.

Das Problem, in einem von der Natur doch recht kärglich ausgestatteten Land zu verhindern, daß jemand aus materieller Not zugrunde geht, ist hier auf religiöser Basis, unterstützt von der allgemeinen Anspruchslosigkeit in einer keineswegs unbefriedigenden Weise gelöst worden. Das darum Wissen, daß ohne jeden äußeren Zwang ein Teil des Überflusses sich den Bedürftigen zuwendet, daß ihnen geholfen wird, ohne nach der Ursache ihrer Bedürftigkeit zu fragen, wird gewiß oft hemmend auf die Aktivität wirken, hat aber andererseits auch die Konsequenz, daß der Besitzende im allgemeinen nicht zu sehr zu fürchten braucht, daß der Nichtbesitzende sich an seinem Eigentum vergreifen werde². Schließlich beruht auch ein gut Teil der verbenden Kraft der islamischen Religion in diesem tätigen Mitleid mit allen Hilflosen. In den Ländern, in denen der Islam mit anderen Religionen in Konkurrenz steht, werden die Zeiten der Hungersnöte von ihm dazu benutzt, seine Superiorität auf diesem Gebiete zu zeigen, und man hat sowohl in Ostafrika³

¹ Rozet, Voyage dans la régence d'Alger. III, 1833, 118f.

² S. die Bemerkungen von Mouliéras über Marokko, a. a. O. [S. 28], II, 1899, 194f: „Man hat in Marokko niemals jemand Hungers sterben sehen, in einem Lande, das man so gern einen Aufenthaltsort der Wilden nennt.“

³ Montet, De l'état présent et de l'avenir de l'Islam. 1911, 14.

wie in Indien¹ die Beobachtung machen können, daß derartige Ereignisse ihm besonders viele neue Anhänger zuführen.

Mutualistische Züge finden wir schließlich in dem Verhältnis zum Fremden, und wenn der Europäer auch noch so verächtlich von dem Orientalen sprechen mag, seine Gastlichkeit wird er stets als etwas Rühmenswertes hervorheben müssen. Er meint dann freilich ihren Wert dadurch herabmindern zu können, daß sie in Ländern, die über keinerlei Unterkunftshäuser verfügen, eine Notwendigkeit sei. Die Dinge liegen aber umgekehrt: weil jedermann dem Fremden sein Haus öffnet, deswegen sind die Herbergen überflüssig. Wer mit der Formel: „Ich bin ein Gast Gottes“ an ein Haus oder Zelt herantritt, wird mit einem Willkommensgruß empfangen und in der Familie aufgenommen werden, mag er noch so ärmlich aussehen, noch so zerlumpt einhergehen, und es gibt für eine Familie kaum etwas kränkenderes, als wenn man von ihr sagt, daß sie nicht gastfrei sei². Die Oulad Hamza im Gebiete des Djebel Aflou werden von einer seltsamen Wut gepackt, wenn man das Wort „Djeridjera“ ausspricht: mit dem Rufe: „Merimera“ stürzen sie sich auf den, der sie in dieser Weise herausfordert. Der Stamm führt dieses eigenartige Verhalten darauf zurück, daß einem der Ihren im Gebiete von Djeridjera die Aufnahme verweigert wurde, so daß er Hungers sterben mußte. Mag auch der berühmte Autor, dem wir die kleine Beobachtung verdanken³, hinter diese Erklärung ein Fragezeichen setzen, ihre Bedeutung verliert sie darum nicht, weil sie vom Volke selbst geglaubt wird.

¹ van Gennep, Pourquoi on se fait Musulman en Bengale. In: Religions, mœurs et légendes. II, 1909, 100f.

² Hugonnet, a. a. O. [S. 31], 75.

³ Basset, Notes de folk-lore Algérie. Rev. des tradit. popul., I, 1886, 236.

Die Formen, in denen sich die Aufnahme von Fremden vollzieht, sind freilich im einzelnen verschieden. Wo eine Moschee vorhanden ist, bietet sie im allgemeinen auch eine Unterkunft für den Reisenden, die ihm für mehrere Tage ohne Entgelt gewährt wird. Doch auch wo sie fehlt, ist jedermann auf Aufnahme und Bewirtung von Fremden eingerichtet; man hält für sie Lebensmittel in Reserve, das beste Mehl, getrocknete Früchte; der Reiche hat wohl meist einen besonderen Raum, den er zur Verfügung stellt. In einigen Dörfern übernehmen wohlhabende Familien allein die Kosten des Unterhalts, und halten für die Zugereisten einen offenen Tisch. Da dies aber nur ausnahmsweise der Fall sein kann, müssen sich meist die Bewohner eines Ortes in die Unkosten teilen, und so ist denn auch im allgemeinen die Gastfreundschaft einer bestimmten Organisation unterworfen¹. Häufig findet sich eine Regelung in der Weise, daß der Unterhalt des Gastes den verschiedenen Familien der Reihe nach zufällt. Man beginnt am äußeren Ende des Dorfes, das Haus rechts gibt den Kuskus, das gegenübergelegene das Brot; ist man im Laufe der Zeit am anderen Ende des Dorfes angelangt, so kehrt man die Lieferung um. In der Oase Tidikelt wechselt dagegen der Fremde bei längerem Verweilen täglich seine Unterkunftsstätte². Sind gleichzeitig viele Fremde zu beherbergen, wie es bei Familienfestlichkeiten und beim Vorüberzug von Mekkapilgern einzutreten pflegt, so hat jedes Haus je nach seinem Vermögen eine bestimmte Menge Öl, Mehl, Gemüse, Salz usw. an zwei oder drei vorherbestimmte Familien abzuliefern, denen dann die Herstellung der Nahrungsmittel zufällt und denen nur durch die dabei entstehenden Abfälle eine geringfügige Entschädigung erwächst. Dies alles wird durch einen Aufseher geordnet, dem

¹ Hanoteau et Letourneux, a. a. O. [S. 4], II, 46 ff.

² Voinot, Le Tidikelt. Bull. trimestr. Soc. de Géogr. et d'Archéol. d'Oran, XXIX, 1909, 433.

auch die Aufgabe zufällt, dafür zu sorgen, daß die Aufnahme des Gastes in einer seinem Range entsprechenden Form vor sich geht. Die sonst äußerstem Egalitarismus huldigenden Kabylen machen hier auffälligerweise Unterschiede und teilen die Gäste in vier Kategorien, in solche, zu deren Ehre man ein Stück Vieh schlachtet, daher Gäste der Schlachtung genannt, in die Gäste des getrockneten Fleisches, die nur Kuskus — die nordafrikanische Nationalspeise — mit Öl und in der Sonne getrocknetem Fleisch erhalten, in Leute, die nur Kuskus ohne Fleischbeigabe empfangen und schließlich die Brotgäste, die nur Brot zu beanspruchen haben. Die Distinktion, die einer als Fremder gefunden hat, wirkt dann auch wieder auf ihn selbst zurück, und so hört man dann von dem einen sagen, er sei ein Mann, für den man ein Rind schlachte oder von dem andern, daß er noch niemals einen Hammel erhalten habe¹. Wenn der Aufseher einer Familie einen Gast der ersten oder zweiten Klasse zugewiesen hat, so gibt ihr das Dorf nur Fleisch, Butter, Honig und Öl, respektive das getrocknete Fleisch und für alles übrige hat sie selbst aufzukommen; die Haut des geschlachteten Tieres, Kopf und Füße werden für einen geringen Preis der Familie gegeben, die den Kuskus bereitet hat. In den anderen Fällen erhalten die Gastgeber von seiten der Allgemeinheit überhaupt nichts.

Der Gast steht unter dem Schutze der Gesamtheit, er ist heilig, und bei der engen Verknüpfung alles Fremden mit dem Magischen ist seine Antastung gefahrbringend; nichts Schlimmeres kann dem Kabylen von seinen Feinden nachgesagt werden, als daß er sogar seinen Gast verraten würde². Immer wird alles aufgeboten, um dem Gastfreund den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Man sucht

¹ Hugonnet, a. a. O. [S. 31], 76.

² Villot, Moeurs, coutumes et institutions des indigènes de l'Algérie. 3. éd. 1878, 390.

ihn zu zerstreuen, was ihn betrüben könnte, von ihm fern zu halten, selbst der etwa während seiner Anwesenheit eingetretene Tod eines Familienmitglieds wird ihm verheimlicht. Man läßt sich von ihm erzählen, mischt sich aber nicht durch zudringliches Fragen in seine persönlichen Angelegenheiten, und manchmal wird man ihn das Haus verlassen sehen, ohne daß man seinen Namen oder seine Heimat erfahren hat. Wie hoch man es aber schätzt, einen Menschen bei sich bewirtet zu haben, kann nicht deutlicher und schöner zum Ausdruck kommen als in dem tunesischen Sprichwort: „Ein Sommerregen ist wie die Erzählung eines Gastes“¹.

Suchen wir das innere Wesen der Wirtschaft in dem hier betrachteten Teile des Orients in einige knappe Formeln zu pressen! Der Wirtschaftsstil weist einerseits Züge auf, die ihn dem primitiver Völker näherücken, andererseits solche, wie sie zum Bilde des europäischen Wirtschaftslebens im Mittelalter und bis in den Beginn der Neuzeit gehören. Hinsichtlich der gesellschaftlichen Struktur liegt eine Gemeinschaft im soziologischen Sinne vor, ein enges Verbundensein der einzelnen Mitglieder, und hieraus folgt auf wirtschaftlichem Gebiet, daß der einzelne kein isoliertes, selbständig handelndes Wirtschaftssubjekt ist. Wie die Gemeinschaft für ihn die Verantwortung übernimmt, so ist auch er ihr Rechenschaft schuldig. Sie steht dem wirtschaftlich Schwachen bei, ohne sich um die Ursache seiner Schwäche zu kümmern, fordert aber auch die gegenseitige Unterstützung bei allen Leistungen, die die Kräfte eines einzelnen Mitglieds übersteigen. Innerhalb der Gemeinschaft ist die Religion die herrschende Macht und nimmt die Leitung des gesamten Lebens für sich in Anspruch. Auch die Wirtschaft muß sich ihr beugen, darf sich ihrer Führung nicht entziehen wollen, keine Autonomie

¹ Narbeshuber, Aus dem Leben der arabischen Bevölkerung in Sfax. Veröff. städt. Mus. f. Völkerk. in Leipzig, II, 1907, 26.

erstreben und sich auf eine eigene Ethik stellen. Ein auf ausschließlich rationaler Grundlage ablaufender Wirtschaftsgang ist damit ebenso unmöglich gemacht wie die Loslösung der wirtschaftlichen Tätigkeit von der Gesamtpersönlichkeit des Menschen; die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Wirtschaftssubjekten können sich nicht auf einer nur einseitig wirtschaftlichen Basis abspielen. Außerdem ist damit gegeben die Herrschaft der Tradition, das Festhalten am Herkömmlichen, das Sichgenügenlassen im Begrenzten, ein Nichtprogressismus, der durch die historischen Schicksale noch eine besondere Kräftigung erfahren hat.

Ein in wirtschaftlicher Hinsicht nicht unwichtiges Element bilden die Juden, wengleich sie wie überall im islamischen Orient allgemeiner Verachtung anheimgefallen und einer ganz ungewöhnlich schlechten Behandlung ausgesetzt sind. Sie werden gezwungen, in besonderen Quartieren zu wohnen, die sie des Abends nicht verlassen dürfen, sie müssen schon in ihrer Tracht auf den ersten Blick die Nichtzugehörigkeit zu den Mohammedanern ersehen lassen, und man erkennt sie sofort an der schwarzen Kopfbedeckung und den ebenfalls schwarz gefärbten Pantoffeln; ihr Burnus soll die Öffnung an der linken Hand tragen, damit die Bewegung des rechten Armes gehindert wird. Sie dürfen, wie alle Ungläubigen, keine Waffen tragen und nicht zu Pferde reiten, und wenn ihnen ein Mohammedaner auf dem Wege begegnet, was diesem schon an sich als üble Vorbedeutung gilt, so sind sie verpflichtet, ihm auszuweichen. Sie müssen ein Schutzgeld zahlen, wertvolle Geschenke bringen, wenn ein Sultan kommt, dürfen sich nicht dagegen auflehnen, wenn die Kinder sie mit Steinen bewerfen oder mit Stöcken schlagen; es ist ihnen aber auch nur dann erlaubt, das Land zu verlassen, wenn sie einen Ausgangszoll entrichten, und dieser ist so hoch bemessen, daß er ein Auswandern meistens



unmöglich macht, wenn nicht gar für die Frauen ein Auswanderungsverbot besteht¹. Nicht immer herrschte ein solcher Haß gegen die Juden, aber er ist im Laufe der Zeit so allgemein und so stark geworden, daß er sich nur zu häufig in Aufständen gegen sie Luft macht, und vor der französischen Senatskommission beklagten sich die Juden überall darüber, daß sie ihres Lebens und Eigentums niemals sicher und daß selbst Aufrufe zu einem allgemeinen Judenmassacre nicht allzu selten seien². Es wird erzählt, daß im deutsch-französischen Kriege die Franzosen sich einmal diese Situation zunutze gemacht haben; als die Turkos, von Hunger und Kälte erschöpft, nicht mehr vorgehen wollten, habe man ihnen eingeredet, die ihnen gegenüberstehenden Bayern seien Juden und sofort seien sie darauf zum Angriff übergegangen³. Man kann es danach verstehen, daß sich die Juden sehr früh den Franzosen angeschlossen und sich überhaupt stark europäisiert haben; die Franzosen wiederum haben dadurch, daß 1870 der Minister Crémieux, der Gründer der Alliance Israélite universelle, den Juden das französische Bürgerrecht verlieh, die Mißstimmung gegen die Juden nur verstärkt: hatte man doch einem fast in Knechtschaft gehaltenen Volke damit eine Vorzugsstellung eingeräumt, die den Eingeborenen vorenthalten blieb, und mußte man doch fürchten, daß sich die Juden für die Jahrhunderte langen Drangsalierungen und Erniedrigungen rächen würden.

Neben der Religion hat vor allem die wirtschaftliche Konkurrenz, die Arbeitsamkeit, Geschäftigkeit, die Vermittlerrolle, die sie von jeher gegenüber den europäischen

¹ Meakin, The Jews of Morocco. The Jewish Quart. Rev., IV, 1892, 380ff. Nahon, Les israélites du Maroc. Rev. d'ethnogr. et de sociol., II, 1909, 268ff.

² Pensa, a. a. O. [S. 41], 222 und v. l.

³ Trenga, L'âme arabo-berbère. 1913, 101.

Eindringlingen übernommen hatten, den Juden den allgemeinen Haß zugezogen. Sie sind besonders zahlreich in den Küstenorten vertreten, und die Handelsbeziehungen zwischen Europa und den Eingeborenen gingen und gehen, besonders in Marokko, gutenteils durch ihre Hände. Aber sie sind überall im Lande, außer im Kabylengebiet, verbreitet und betätigen sich wirtschaftlich in der verschiedensten Weise, sind Landbauer — früher war der Erwerb von Grundstücken ihnen meist untersagt —, Handwerker, kleine Händler und Geschäftsvermittler zwischen feindlichen Stämmen; namentlich die Fabrikation von Waffen, Sattelzeug und feineren Stoffen ist ihre Domäne, in Tiaret z. B. sind aber auch alle Fleischereien bis auf eine in ihrem Besitz¹; auch als Ärzte und Dolmetscher sind sie gesucht. In den größeren Städten hielt man sie auch zu mancherlei erniedrigenden Beschäftigungen an, und in Constantine waren vor der französischen Eroberung die Juden die einzigen, denen die Reinigung der Kloaken oblag²; öfters wurden sie zu Frondiensten und besonders anstrengenden Arbeiten, wie etwa zur Heuschreckenvertilgung, herangezogen. Vor allem aber haben sie aus den Beschränkungen, die dem Mohammedaner seine Religion auferlegt, ihren Vorteil zu ziehen verstanden und sich auch schwer entbehrlich gemacht, sind dadurch nicht selten zu Reichtum gelangt und haben vielfach in Verbindung mit ihrer leichten Anpassung an alles Europäische eine gewisse wirtschaftliche Macht errungen; die Masse lebt freilich in großem Elend. Die islamische Wuchergesetzgebung läßt zwischen bearbeiteten und nicht bearbeiteten Edelmetallen keinen Unterschied zu, und dadurch ist ein Arbeiten mit ihnen eigentlich unmöglich ge-

¹ Barlette, Monographie de la région de Tiaret. Bull. Soc. Géogr. d'Alger, XVII, 1913, 322.

² Féraud, Les corporations de métiers à Constantine avant la conquête française. Rev. Africaine, XVI, 1872, 454.

macht. Die Juden waren die einzigen, die in der türkischen Münze beschäftigt wurden¹, und die Herstellung von Schmuckgegenständen aus Gold und Silber ist von ihnen dermaßen monopolisiert, daß man auf dem marché des bijoutiers in Algier fast nur Juden antrifft². Außerdem haben sie die ganzen Geldgeschäfte an sich gezogen; als Geldverleiher üben sie eine wichtige wirtschaftliche Funktion aus, die natürlich nur dazu beitragen mußte, die Gegnerschaft gegen sie zu verstärken.

Es ist nun noch eine Bevölkerungsgruppe zu betrachten, deren wirtschaftliche Bedeutung in gar keinem Verhältnis zu ihrer kleinen Anzahl — es sind ihrer nicht mehr als etwa 30 000 — steht, die aber bei einer Untersuchung des Wirtschaftsgeistes ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nehmen darf, die Mozabiten³. Ptolemäus hat die Sahara mit einem Pantherfell verglichen, dessen schwarze Flecke die Oasen innerhalb des gelben Sand- und Kiesmeeres bilden, und eine solche Oasengruppe im südlichen Algerien umfaßt die Wohnsitze dieses berberischen Volkes. Fünf Ortschaften gehören ihnen zu, alle nach dem gleichen Muster gestaltet. Auf einem Felskegel erhebt sich eine Festung, überragt von einem viereckigen Minaret; hier liegen die Moschee, die Schule, das Waffenmagazin, und unterhalb von ihr breiten sich die bis in die Ebene hinabziehenden Häuser aus. Das Ganze ist von einer mehrere Meter hohen Mauer, die mit Türmen und Bastionen bewehrt ist, umschlossen. Rings herum dehnen sich die Felder, auf denen nicht nur die übliche Gerste und etwas Weizen, sondern auch verschiedene

¹ Shaler, Sketches of Algier. 1826, 66.

² Eudel, a. a. O. [S. 32], 69.

³ Coyne, Le M'zab. 1879. Masqueray, Les Beni-Mezâb. Bull. Soc. Normande de Géogr., II, 1880, 65—92. Robin, Le M'zab. 1884. Amat, Le M'zab et les M'zabites. 1888. Brunhes, Les oasis du Souf et du M'zab. La Géogr., V, 1902, 5—20, 175—195. Das neue Werk von Mercier, La civilisation au M'zab, 1922, war leider nicht zugänglich.

Gemüse angebaut werden, und sogar einige kleine Luzernefelder sind vorhanden; der Reichtum der Oasen besteht aber vor allem in den Dattelpalmen, unter deren Schatten die verschiedensten europäischen Fruchtbäume gezogen werden, so daß die Oasen aus der Ferne den Eindruck eines „Mont St. Michel machen, der aus einem Palmenmeere auftaucht“¹. Und alles dies ist geschaffen in einer Felswüste, die weder Quellen, noch fließende Wasser, noch artesische Brunnen besitzt. Die Niederschläge bleiben oft jahrelang aus. Der Wed Mzab füllt durchschnittlich nur alle drei bis vier Jahre sein Bett, und das Résumé eines Jahres stellt sich für die Bewohner in der Form: der Fluß floß oder der Fluß floß nicht. Man ist auf das mühselig aus 30—50 m tiefen Brunnen heraufzuschaffende Wasser angewiesen, das man dann in zahllosen Kanälen auf die Felder und in die Gärten verteilt, aber man hat auch dafür gesorgt, daß das seltene Regenwasser ebenso wie die Hochwasser des Flusses nicht nutzlos verrinnen und verdunsten, sondern gesammelt und den Kulturen zugeleitet werden. Nur durch niemals rastende Arbeit von Generationen konnte dem felsigen Boden hier etwas abgerungen, konnten die blühenden Oasen inmitten der Steinwüste geschaffen und erhalten werden, und unermüdliche Arbeit ist nun für die Mozabiten das Lebens-element. Einen Müßiggänger sucht man bei ihnen vergebens. Am Morgen und Vormittag ist kaum einer der Männer in den Ortschaften anzutreffen, sie sind alle bereits vor Sonnenaufgang auf die Felder gegangen, und selbst die kleinen Kinder von fünf und sechs Jahren müssen die Esel oder Kameele treiben und beim Wasserschöpfen mithelfen; währenddessen sind die Frauen damit beschäftigt, die Mahlzeiten zu bereiten und die notwendigen Kleidungsstücke herzustellen. Alles vollzieht sich mit einer gewissen Feierlichkeit, ruhig geht man an die Arbeiten, und eine klösterliche

¹ Masqueray, a. a. O. [S. 84], 76.

Stille liegt über dem Ganzen. Nur an den Abenden, wenn auf dem Hauptplatze jedes Ortes die selbstfabrizierten Burnusse und Haiks und alle möglichen anderen Waren verauktioniert werden und an den alle vierzehn Tage stattfindenden Märkten geht es lebhafter zu. Mzab ist das Handelszentrum des algerischen Südens, zahlreiche Stämme kommen von weither, um die Märkte zu besuchen und sich mit jenen Waren zu verproviantieren, die die Mozabiten aus der Küstenregion herangeschafft haben. Mögen jene ihnen auch vielfach noch so feindlich gesinnt sein, so sind sie doch auf sie angewiesen, die sich zwischen die Tellbewohner und die Saharanomaden eingeschaltet haben, sie mit Eisen- und Baumwollwaren, Spezereien usw. versorgen, sich von ihnen für alle Handelsgeschäfte benutzen lassen und namentlich in früherer Zeit den Negerhandel beinahe monopolisiert hatten. Trotz angestrengtester Arbeit vermögen nämlich die Oasen ihre Bewohner nicht zu ernähren, und darum haben die Mozabiten bei Ouargla zahlreiche Palmen zur Ergänzung hinzu erworben, aber ein Drittel der Bewohnerschaft muß in jedem Jahre nach den Städten der Küste auswandern, wo sie dann mit Handelsgeschäften oder kleinen Gewerbebetrieben ihren Unterhalt zu finden suchen. Die meisten gehen nach dem Tell, und jede mozabitische Ortschaft hat dort ihr bevorzugtes Gebiet: die Leute von Ghardaia wenden sich nach Algier, Oran und Constantine, die von Beni-Isguen nach Djelfa, Tlemcen und Laghouat, von El-Ateuf nach Bou Saada, Aumale und Sétif. Es existiert kaum eine algerische Stadt, in der die Mozabiten nicht anzutreffen wären und wo sie dann in kleinen, niedrigen Verkaufsläden wohnen, die mit Waren der verschiedensten Art vollgestopft sind; auch als Eseltreiber sind sie häufig zu finden. Die bedeutende wirtschaftliche Macht, über die sie verfügen, haben sie sich aber in erster Linie durch ihren Handel errungen, indem sie einerseits aus dem Tell stammende Waren in der Sahara

weiterverkaufen, andererseits für die gesamte algerische Bevölkerung die Geld- und Verleihgeschäfte übernehmen und so ein gut Teil des ganzen algerischen Binnenhandels an sich gezogen haben. Nur wenige setzen sich dauernd im Tell fest, alle haben den Wunsch, wieder in die Heimat zurückzukehren, und nach einigen Jahren treten sie den Weg nach dem Süden an, um dann freilich oftmals sich von neuem auf die Wanderschaft zu begeben. Die Beziehungen zu der mütterlichen Oase werden jedoch niemals unterbrochen; im Mzab läßt man in jedem Falle seine Kinder erziehen und in jeder algerischen Stadt besteht auch eine Kasse, in die jeder nach seinen Mitteln eine Summe zu zahlen hat, die zur Unterstützung wenig Bemittelter oder zur Begleichung von Schulden solcher Stammesgenossen dient, die den Tell verlassen müssen, ohne ihre Verpflichtungen haben erfüllen zu können.

Trotzdem sich die Mozabiten überall eingenistet haben, spielt sich doch ihr Leben in strengster Distanz von den übrigen algerischen Bewohnern ab. Wie sie in den Städten stets zusammenwohnen, sich in keinerlei Gemeinschaft mit irgendeiner Volksgruppe begeben, so halten sie auch in den Oasen auf strenge Abschließung, die nur durchbrochen wird, wenn es die Geschäfte erfordern. Sie schließen ihre Orte des Nachts ab, dulden es oft nicht einmal, daß ein Fremder auch nur eine Nacht bei ihnen zubringt; ihren Frauen, die sie auch niemals auf ihre Wanderungen mitnehmen, ist es verboten, außerhalb des mozabitischen Gebietes sich zu verheiraten, in Ghardaïa und Beni-Isguen sogar außerhalb ihres Ortes. Es ist ihre Religion, die sie diese trennende Wand errichten und aufs genaueste respektieren läßt: sie sind zwar auch Mohammedaner, gehören aber einer Sekte an, die von den Sunniten als ketzerisch betrachtet wird. Sie sind die letzten Reste der ältesten mohammedanischen Abspaltung, der Kharedjiten, von denen nur noch an wenigen anderen

Stellen versprengte Überbleibsel sich erhalten haben; sie selbst haben, nachdem sie sich in verschiedenen Teilen Nordafrikas sesshaft gemacht, aber immer wieder vertrieben worden waren, schließlich in der Sahara eine Zuflucht gefunden. Die Unterschiede im Dogma dieser als Ibaditen bezeichneten Sekte¹ beziehen sich einerseits auf die Stellung zum Imamat, andererseits darauf, daß sie den Idschma nicht anerkennen und keine Interpretation der heiligen Texte zulassen. Während sie als Häretiker gelten, sind sie wiederum des Glaubens, daß nur bei ihnen die wahre Lehre zu finden sei. Sie wünschen die von Allah gegebenen Gesetze möglichst treu zu erfüllen und ihre Sitten so genau wie möglich seinen Vorschriften anzupassen. So haben sie sich einer Herrschaft der Geistlichkeit unterworfen, wie man sie sonst in islamischen Ländern nicht wiederfindet. Jeder Ort bildet eine kleine, sich selbst verwaltende Republik, deren Leitung sich in den Händen einer Priesterkaste befindet, die nicht nur die religiöse, sondern auch die rechtliche und politische Gewalt in sich vereinigt; religiöse Bruderschaften und Dervischtum werden verachtet und ketzerisch gescholten.

Diese Geistlichkeit übt die schärfste Aufsicht über die Lebensführung jedes Mitgliedes der Gemeinde aus, und sie hat das Recht und die Macht, Verstöße irgendwelcher Art aufs strengste zu bestrafen. Das Ziel dieser kirchlichen Zucht ist die Erreichung eines einfachen, sittenstrengen, den Genüssen des Lebens und allen Zerstreuungen abgewandten, alle Exzesse und Leidenschaften unterdrückenden, nur dem Dienste der Religion und der Arbeit gewidmeten Lebensführung. In den Kanons der einzelnen Gemeinden sind die

¹ Sachau, Religiöse Anschauungen der Ibaditischen Muhammedaner in Oman und Ostafrika. Mitt. Sem. f. Orient. Spr., II, 1899, westasiat. Studien, 47—82. Nallino, Rapporti fra la dogmatica Mu'tazilita e quella degli Ibāditi dell' Africa settentrionale. Riv. degli studi orient., VII, 1916, 455—460.

Vorschriften kodifiziert, die als Richtschnur für die Lebensgestaltung zu dienen haben¹. Alles Überflüssige, jeder Schmuck des Daseins ist gestrichen, keinerlei Zierat in der Kleidung ist dem Mozabiten, außer seinen Frauen gestattet, Musik und Tanz sind verpönt, der Genuß alkoholischer Getränke, der Besuch des Kaffeehauses ist ihm verboten, ebenso wie das Rauchen auf der Straße, allem Luxus, aller Verschwendung bei festlichen Anlässen sind Schranken gesetzt, die Höhe einer Mitgift und der Wert von Geschenken sind ebenso festgelegt wie die Zahl der Schüsseln mit Süßigkeiten, die die Schwiegermutter dem Schwiegersohne vorsetzen darf; weibliche Schönheit wird als eine Verderben bringende Gabe betrachtet, und irgendeine Frau auf der Straße anzureden, gilt als eine schwere Sünde. Jeder übt über den andern eine Kontrolle aus, wacht über der strikten Einhaltung der Gebote, und die Geistlichkeit hat es dann in der Hand, schwere Strafen für jede Übertretung zu verhängen, und sie kann auf Verbannung, Gefängnis, Verabreichung von Stockprügeln und Zahlung hoher Summen erkennen. Harte Strafe trifft namentlich den, der sich einer Blasphemie, eines Widerstandes gegen die Obrigkeit oder der Gewalttätigkeit schuldig gemacht hat. Am schwersten wird es empfunden, wenn die Ausschließung aus der Gemeinde ausgesprochen wird. Der Übeltäter wird dann zunächst von seinen Verwandten und Freunden getrennt, niemand darf mit ihm irgendwelche Geschäfte treiben, der Sohn darf ihn nicht mehr Sidi nennen, der Zutritt zur Moschee ist ihm verwehrt. Unterwirft er sich schließlich, so muß er öffentlich in der Moschee Abbitte leisten; tut er dies nicht, so wird er für immer ausgestoßen. Diese Beaufsichtigung des Lebenswandels erstreckt sich auch auf diejenigen, die sich im Tellgebiet aufhalten, denn auch in den

¹ Man findet zahlreiche abgedruckt bei Morand, *Etudes de droit musulman algérien*. 1910, 419ff.

entferntesten Städten hat die Geistlichkeit ihre Organe, die die Sitten ihrer Landsleute beobachten.

Die eigenartigen äußeren Bedingungen, die Wüstenhaftigkeit des engen Lebensraumes und das Dogma haben bei den Mozabiten ein Arbeitsethos geschaffen, das sie als eine besondere Gruppe heraushebt. Die günstige geographische Position ihrer Oasen und die Unmöglichkeit, auch nur die dringendsten Lebensbedürfnisse aus sich heraus befriedigen zu können, haben sie auf die Ausbildung des Handels verwiesen, dem sie in ihrer Heimat wie im Küstengebiet obliegen. In ihrer Bewertung wirtschaftlicher Tätigkeit finden sie ein Analogon bei den Kabylen, aber es hat sich daneben bei ihnen ein so feiner und so differenzierter Handelsgeist entwickelt, wie man ihn bei keinem nordafrikanischen Volke wiederfindet. Sie haben es im Laufe der Zeit verstanden, durch ihren Handel und durch ihr Geldleihen, bei dem sie die Zinsen durch ein Warengeschäft verschleiern, die Nomaden und auch viele Tellbewohner in wirtschaftliche Abhängigkeit von sich zu bringen, in der sie sie auch zu halten bemüht sind, und da die Eingeborenen lieber von ihnen als von Juden und Christen leihen, so gibt es zahlreiche Familien, die vom Vater bis zum Sohn mozabitischer Familien verschuldet sind. Wegen ihrer ketzerischen Gesinnung allen möglichen Bedrückungen ausgesetzt, wegen ihrer Gärten, ihrer kostbaren Bewässerungsanlagen und ihrer Geschäfte darauf angewiesen, mit den Nachbarn und den Völkern, mit denen sie Handel treiben wollten, in Frieden zu leben, haben sie es vorgezogen, diesen unter Umständen kleine Abgaben zu entrichten, vor allem solchen Stämmen, die sie bei ihrer Wanderung zur Küste passieren mußten. Ja, wenn ihnen bei der Ausführung von Geschäften ihre Andersgläubigkeit im Wege ist, so sind sie sogar bereit, ihren Glauben zu verleugnen, wie es dem Mohammedaner unter besonderen Umständen, etwa bei Lebensgefahr ge-

stattet ist¹. Kriegerischer Sinn geht ihnen völlig ab, sie gelten als sehr schlechte Reiter, bevorzugen noch immer die Plunderbüchse, und ihre eigenen Streitigkeiten kämpfen sie meist mit den großen, oft mehrere Kilogramm schweren Schlüsseln aus, mit denen sie ihre Tore verschließen und die sie an einem Lederriemen über der Brust tragen. Sie besitzen eine außerordentlich große Anpassungsfähigkeit an ihre Umgebung, und auch die europäischen Handelsgebräuche nehmen sie ebenso leicht an wie sie europäische Sprachen erlernen. Unterricht ist bei ihnen obligatorisch und so ausgebreitet, daß fast alle arabisch lesen und schreiben können, und so sind sie auch in der Lage, ihre Geschäftskorrespondenzen selbst führen zu können, ohne sich einer Mittelsperson bedienen zu müssen. Große Sorgfalt legen sie auf ihre Bilanz, sind sehr vorsichtig in ihren Geschäften und verstehen sich gut aufs Rechnen, wie denn z. B. im Mzab die Fremden das Wasser, das sie für ihre Tiere benötigen, auch bezahlen müssen. Da sie außerdem ohne Bedenken Zinsen nehmen, so sind manche zu einem beträchtlichen Reichtum gelangt, aber sie halten doch streng darauf, daß er ehrlich erworben ist und nicht nach außen in Erscheinung tritt. Eine Heirat etwa darf nur stattfinden, wenn sich nachweisen läßt, daß der Besitz der Frau auf einwandfreie Weise zustande gekommen ist, und noch auf dem Sterbebett wird von dem Mozabiten sozusagen eine Rechnungsablegung gefordert; der Geistliche tritt zu ihm und fragt, ob er unbezahlte Schulden hinterlasse, ob er ein Depot erhalten habe, das noch nicht wiedergegeben sei und welchen Teil seines Besitzes er den Armen und der Kirche geben wolle.

Man hat schon lange die Mozabiten mit einem gewissen Recht als die Puritaner des Islam bezeichnet, und die Nüchternheit ihrer Lebensauffassung, ihr Verhältnis zur wirt-

¹ Goldziher, Das Prinzip der takijja im Islam. Zeitschr. Deutsch. Morgenländ. Ges., LX, 1906, 217.

schaftlichen Arbeit und ihre Wirtschaftspraxis legt die Analogie in der Tat sehr nahe: so wird man aber auch sogleich an die Untersuchungen erinnert, die Max Weber über den Einfluß des kalvinischen Glaubens auf die Ausbildung des kapitalistischen Wirtschaftsgeistes angestellt hat. Es hat sich hier auf dem nordafrikanischen Boden unter besonderen äußeren Bedingungen eine dem Kapitalismus recht nahe-stehende Wirtschaftsgesinnung ausgebildet, und man kann nur staunen über die ökonomische Macht, die sich das kleine Völkchen der Mozabiten auf einem verhältnismäßig großen Raum zu erringen verstanden hat, und sich leicht vorstellen, was ihre Zähigkeit, Ausdauer und Gewandtheit zu erreichen imstande wären, wenn die äußeren Hilfsmittel nicht in jeder Hinsicht so beschränkt wären.

Islamstudien Vom Werden und Wesen der Islamischen Welt.
Von Staatssekretär Prof. Dr. C. H. BECKER. Band 1 546 Seiten.
Gebunden M. 20.—. Band 2 etwa 480 S. Gebunden etwa M. 18.—

„Daß dieses Buch einem Bedürfnis aller entspricht, die irgendwie mit dem Islam sich zu beschäftigen haben, braucht darum fast kaum noch besonders betont zu werden. In dieser seiner Eigenart weist das Buch immer wieder auf das im Untertitel ausgesprochene Ziel der Islamforschung hin, Wesen und Werden der islamischen Welt herauszustellen, es zeigt die mannigfachen Aufgaben ebenso, wie es gerade in den spezielleren Untersuchungen Wege und Methoden vorführt. So füllt es zugleich eine in der noch relativ jungen Islamwissenschaft bisher immer schmerzlich empfundene Lücke aus. Es ist gerade wegen seiner pädagogischen, anregenden Eigenart ein trefflicher Führer in dem so ausgedehnten Neuland der Islamforschung, so wie die Jüngern ihn sich während des Studiums immer gewünscht hatten.“ Theologische Literaturzeitung

Die Kultur der Araber Von Prof. Dr. H. HELL. 2. verbesserte Auflage. 144 Seiten mit 2 Tafeln und zahlreichen Abbildungen. Gebunden M. 1.60

„Die vorliegende Schrift ist zwar nur klein an Umfang, aber eine überaus dankenswerte Darstellung der behandelten Fragen. Mit großer Sachkenntnis, durch eigene Anschauung unterstützt, in schöner Sprache und geistreicher Form, behandelt der Verfasser Arabien vor dem Islam, Mohammed, die Zeit der Eroberungen, die Omajjaden, Bagdad, Nordafrika und Spanien, überall die Kultur der Araber in ihren verschiedensten Formen, in Theologie und Recht, Wissenschaft und Kunst liebevoll und verständnisinnig darlegend. Sehr dankenswert und praktisch sind auch die kurzen Literaturangaben über die behandelten Stoffe und die kleine Karte über das Ausbreitungsgebiet des Islams im Mittelalter.“ Soziale Kultur

Von der Hacke zum Pflug Eine Geschichte des Gartenbaues. Von Prof. Dr. E. HAHN. 2. verbesserte Auflage. 121 Seiten. Gebunden M. 1.60

„Der Verfasser geht von einer historischen Betrachtung der Entwicklung des Ackerbaues zu den die Nationalökonomien und Staatsmänner lebhaft beschäftigenden, modernsten Problemen über. Ihn beschäftigt vornehmlich die Frage der Schutzzölle und des Freihandels, der Ausdehnung der Bodenkultur und landwirtschaftlichen Arbeitskräfte, Besteuerung fremder Wanderarbeiter, Beschränkung der dem Export dienenden Überproduktion an Zucker und Spiritus, kurz die Maßnahmen der vom Auslande unabhängigen landwirtschaftlichen Versorgung Deutschlands.“ Naturwissenschaftliche Zeitschrift für Forst- und Landwirtschaft

Die materielle Wirtschaft bei den Naturvölkern
Von Professor Dr. M. SCHMIDT. 168 Seiten mit 6 Tafeln und 34 Abbildungen. Gebunden M. 1.60

„Das Buch ist die erste systematische Darstellung der materiellen Wirtschaftskunde der außerhalb des europäisch-asiatischen Kulturkreises stehenden Menschheit. Als Ausgangspunkte dienen dem Verfasser meist die ihm durch eigene Forschungsreisen bekannten Indianer Südamerikas, die wegen der langandauernden Abgeschlossenheit ihres Erdteils ihre ursprünglich einheimischen Formen der Wirtschaft am reinsten bewahrt haben.“ Preussische Lehrerzeitung

Südafrika Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde. Von Prof. Dr. S. PASSARGE. 368 Seiten mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln, Profilen und 34 Karten. Gebunden M. 12.—

„Verfasser gab in diesem Buche ein großzügiges Gesamtbild von Südafrika, mit dem er sich an jeden Gebildeten wendet. Der Titel ist sehr bescheiden gewählt. Es handelt sich keineswegs um ein rein geographisches Werk, sondern es werden geologische, zoologische, anthropologische, botanische und wirtschaftliche Mitteilungen zu einem Gesamtbild mit rein geographischen Tatsachen verbunden. Die beigegebenen Abbildungen, Karten und Profile, illustrieren den Text in dankenswerter Weise.“ Geologisches Zentralblatt

Das Wirtschaftsleben Südamerikas insbesondere in seinen Beziehungen zu Deutschland. Von Präsident Dr. R. VAN DER BORGHT. 235 Seiten. Geheftet M. 5,60

Das so wichtige Wirtschaftsgebiet Südamerika wird hier in seiner Bedeutung für den Welthandel und im besonderen für Deutschland dargestellt. In übersichtlichen Tabellen wird uns der gesamte Import und Export der Südamerikanischen Staaten vor Augen geführt und dabei auf die weiten Entwicklungsmöglichkeiten hingewiesen. Allen, die sich mit Südamerika beschäftigen, gibt das Buch mit seinen wissenschaftlich gründlichen Ausführungen einen guten Überblick über den südamerikanischen Handel.

Argentiniens Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Von Dr. W. MEISSNER. 378 Seiten. Geheftet M. 8,40

Das Werk veranschaulicht in übersichtlichen Zusammenstellungen den Anteil der Vereinigten Staaten am argentinischen Außenhandel im Zusammenhange mit den Anteilen ihrer wirtschaftlichen Mitbewerber. Es zeigt deutlich, wie sich die Nordamerikaner in Argentinien einen dominierenden Platz erobert haben. Der stattliche Band ist ein vortreffliches Nachschlagewerk für alle Handelszweige im Wirtschaftsleben Argentiniens.

Die Vereinigten Staaten von Amerika Ihre wirtschaftliche, politische und soziale Entwicklung. Von Professor Dr. P. DARMSTAEDTER. 248 Seiten. Gebunden M. 5.—

„Darmstaedters Buch zählt zu den besten, die mir seit langem zu Gesicht gekommen sind. Verfasser hat offenbar aus dem Vollen geschöpft und beherrscht seinen Stoff vollständig. Ganz besonderes Lob verdient die Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung, die sehr vieles enthält, das wir in größeren nationalökonomischen Werken vergebens suchen. Dieses Buch ist trefflich geeignet, Verständnis für die Geschichte wie für die Gegenwart der Vereinigten Staaten zu verbreiten.“ Historisches Jahrbuch

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

PROFESSOR DR. O. SPANN

Gesellschaftslehre

2. verbesserte Auflage. 400 S. In Halbleinen M. 11.—

„Der nicht große Umfang des Werkes bedingt eine auf das Wesentliche konzentrierte Darstellung, die nicht immer leicht zu verfolgen, aber für den sorgsamem Leser von reichem Ertrag ist. Vollständigkeit oder auch nur Gleichmäßigkeit in der Berücksichtigung der behandelten Fragen konnte dabei nicht einmal erstrebt werden, überall aber sehen wir das Wesentliche, das Begriffliche herausgearbeitet, die Zusammenfassung der Einzelheiten betont.“
Der Beobachter.

Der wahre Staat

Vorlesungen über Abbruch und Neubau der
Gesellschaft

2. verbesserte Auflage. 304 S. In Halbleinen M. 7.—

„Der bedeutende Wiener Volkswirt und Soziologe gibt uns in dieser Zeit der großen Wandlungen ein Buch in die Hand, das uns die Zeitereignisse in Staat und Gesellschaft vertieft erkennen läßt. Das Buch kann jedem Staatswissenschaftler empfohlen werden. Von der bei Spann bekannten Gegensätzlichkeit zwischen Individualismus und Universalismus ist das Werk beherrscht. Feierstunde „Zur Pfälzischen Presse.“

PROFESSOR DR. R. LIEFMANN

Geschichte und Kritik des Sozialismus

2. Auflage. 199 Seiten. In Halbleinenband M. 4.—

Verfasser steht dem Sozialismus keineswegs ablehnend gegenüber. Er anerkennt einen großen Teil seiner Einwände gegen die heutige Wirtschafts-, Rechts- und Gesellschaftsordnung als berechtigt. Dagegen erweist sich die Theorie des Marxismus, insbesondere vom Wert und Mehrwert, nach eingehender kritischer Untersuchung als Irrtum. Das Buch, das historisch weit ausholt, andererseits sich mit den sozialistischen Parteien bis zum Kommunismus und ihren Bestrebungen auseinandersetzt, ist gerade in unserer Zeit von größtem Interesse.



Grundprobleme der theoretischen Volkswirtschaftslehre. Von Professor Dr. W. HELLER. 2. verbesserte Auflage. 152 Seiten. Gebunden M. 1.60

„Das Buch ist eine wertvolle Ergänzung auch zu größeren Lehrbüchern der Nationalökonomie, von denen es manche in der Darstellung der ausgewählten Probleme weit überragt. Der Verfasser hat die Aufgabe, die Entwicklung der theoretischen Grundanschauungen der Volkswirtschaftslehre in der wissenschaftlichen Behandlung einzelner Hauptprobleme zur Darstellung zu bringen, trefflich gelöst.“
Vergangenheit und Gegenwart

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre Von Prof. Dr. O. SPANN. 12. bis 15. Aufl. 219 Seiten. Geb. M. 3.20

„Das Werk ist durchzogen von einem selbständigen wissenschaftlich-kritischen Geiste und besonders anziehend gemacht durch die philosophische Durchdringung des Stoffes. So ragt diese Arbeit in jeder Beziehung aus der Überproduktion an zusammenfassenden Darstellungen der letzten Jahre bedeutungsvoll hervor und ist von bleibendem Werte.“

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik

Die Entwicklung der sozialen und wirtschaftspolitischen Anschauungen in Deutschland vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. P. MOMBERT. 120 Seiten. Gebunden M. 1.60

„In ausgezeichnet klarer Darstellung unterrichtet das Büchlein eingehend über die Entwicklung der sozialen und wirtschaftspolitischen Anschauungen in Deutschland während des 19. Jahrhunderts, insbesondere werden die Geschichte des Sozialismus und Anarchismus und die Stellung der großen politischen Parteien zu ihnen eingehend dargestellt. Reiche Literaturangaben begleiten den Text.“
Zeitschrift für Deutschkunde

Einführung in die Volkswirtschaftslehre Von Prof. Dr. W. WYGÓDZINSKI. 4. Aufl. 154 Seiten. Gebunden M. 1.60

„Man muß es freudig begrüßen, wenn ein so gründlicher Fachmann und gewandter Schriftsteller wie Wygodzinski es unternimmt, diesem Bedürfnis entgegenzukommen. Sein treffliches Büchlein ist kein Lehrbuch, das auf so knappem Raum zum dürren Schema würde, sondern eine anschauliche, lebendige Darstellung im Gange der volkswirtschaftlichen Produktionen und ihrem Verhältnis zum Staate.“
Sächsisches Verwaltungsblatt

Statistik Von Regierungsrat Dr. W. WINKLER. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden M. 1.60

„Als besonderer Vorzug des Winklerschen Werkes, der namentlich für den vielbeschäftigten Kaufmann und Industriellen ausschlaggebend sein dürfte, darf hervorgehoben werden, daß die Darstellung klar und knapp gegeben wird. Wir werden ausgiebig über Entstehung, Aufgabe und Zweck der Statistik unterrichtet. Besonders wird unsere Leser die ‚Wirtschafts- und Sozialstatistik‘ interessieren. Wir empfehlen das kleine Buch bestens zur Ergänzung jeder Wirtschaftsbücherei.“
Wirtschaftlicher Nachrichtendienst

G



A: ~~K~~ 483

ULB Halle
001 159 259 3/1



